Neue Novellen

von

Walter Schwarz.

Berlin.
Verlag von Hermann Peters.
1862.

Inhalt.

Alexandrine Lonska.

Aufzeichnungen eines Malers.

Gestern in der Zeitung habe ich ihren Tod gelesen! — Sechsundachtzig Jahre ist sie alt geworden; sie hatte also Recht, wenn sie sagte: „ich werde lange leben.“

Nun muß ich wieder und immer wieder an sie denken, denn es gab eine Zeit, wo sie mein Interesse sehr beschäftigt hat. Freilich, das ist nun schon lange her.

Ihr Bild zeigt sich mir in zwiefacher Gestalt. Ich sehe sie liebreizend und jung, wie sie zu Balle fuhr, so rosig frisch, daß die dunkle Wagenecke, in die sie sich lehnte, ordentlich hell wurde vor dem blühenden Zauber ihrer eigenthümlichen Anmuth.

Als ich ihr später noch einmal begegnete, war sie eine alte Frau und das Leben hatte eine dunkle Geschichte in die tiefen Furchen ihres Angesichtes geschrieben. Da erschien sie mir einer Sybille vergleichbar, die alte traurige Mährchen in ihrem Sagenschatz birgt.

Nun hat auch ihr Streben und ihr Kampf, ihr stolzes Glück, ihr tiefes Irren sein Ziel gefunden — sie ist todt.

Und rasch wird sie vergessen sein, denn sie lebte zuletzt sehr einsam; sie hinterläßt keine blühende Nachkommenschaft, die in treuer Liebe das Andenken der Ahne kommenden Geschlechtern übermacht. Der einzige Sohn, der von ihr lebt, hat sie nie Mutter genannt.

Nur in lückenhaft zusammengestellten Bildern kann ich von ihr erzählen. Will der Leser mir folgen, so muß mir seine Phantasie freundlich zu Hülfe kommen, soll sich dennoch ein Ganzes gestalten.

Es mögen wohl schon zwanzig Jahre her sein, als ich vom Grafen Hermann Wildberg den Auftrag erhielt, eine Reihe alter, arg beschädigter Familienporträts für ihn zu kopiren. Nach näherer Besichtigung fand ich die Originale so mitgenommen, daß ich es für unmöglich hielt, sie gewissenhaft wiederzugeben. Der Graf, dem sein Ahnensaal am Herzen lag, war sehr niedergeschlagen über meine Bedenken. Aber schon Tags darauf trat er wieder guten Muthes in mein Atelier.

„Schilden," rief er, „ich weiß Rath! — Sie thun mir's zu Gefallen, nicht wahr? Sie fahren hinüber zu meiner Tante nach Wildbergshofen. Was kommt es Ihnen auf ein Paar Meilen Post und etwas schlechten Wegs an. In Wildbergshofen hängt Alles voll Familiengesichter; Sie werden dort leicht finden, was Ihnen fehlt: die herrlichsten Originale und — eine wahre Grabesruhe zum Arbeiten," setzte er lachend hinzu. „Nicht wahr, Sie fahren? Ich avertire die Tante noch heut."

Die Sache war bald abgemacht und schon in der nächsten Woche reiste ich nach dem alten Wildbergschen Stammgut.

Ich war die Nacht hindurch gefahren, und hatte in meiner Wagenecke vortrefflich geschlafen; das Posthorn weckte mich, als wir eben in den Hof fuhren. An der Hausthür, die prächtig mit Helmen und Wappen gekrönt, empfing mich ein alter Diener. „Die gnädige Herrschaft haben Sie schon gestern erwartet," sagte er, als wir über den Hausflur schritten. „Ich bitte sich's bequem zu machen!" — damit öffnete er das mir bestimmte Zimmer und ich blieb allein.

Nun erst mich recht vom Schlaf ermunternd blickte ich um mich. Ich befand mich in einem großen behaglichen Raum; durch das breite offene Fenster strömte Licht und Luft herein; ich sah hinaus, die sommerliche Morgenfrühe hatte etwas unendlich Erquickendes, Belebendes. Vor mir lag ein schöner, sorgsam gepflegter Garten. Ein Rasenrund,

von zierlichen Kieswegen eingefaßt, stieg sanft gegen den Hügel auf, von dem sich schlanke Birken neigten. Weiter hin, wo das Terrain sich wieder senkte, sah man nur grüne Wipfel und ganz fern am Horizont einen blassen, blauen Bergstreifen. Alles athmete erquicklich reine Frische; auf dem Rasenrund waren bunte Blumenbeete abgesteckt, üppig wucherte das Gaisblatt um den Akazienstamm an meinem Fenster; die feinen gelben nnd blaßrothen Kelche sandten mir ihren Duft, hoch oben in den Zweigen jauchzten und jubelten hundert Vögel im reizenden Durcheinander.

Ich hatte reichlich Zeit, mich an alledem zu erfreuen, denn Niemand kam mich zu stören, Niemand kümmerte sich um mich; nur der alte Diener erschien einige Male, mich freundlich mit Allem versorgend, was ich nur wünschen konnte. Als ich fragte, wann es mir erlaubt sein würde, mich der Dame des Hauses vorzustellen? gab mir der Alte zur Antwort, daß die Frau Gräfin erst

gegen Abend ihre Gemächer verlasse; doch habe sie Befehl gegeben, im Fall ich früher von den Bildern im Schlosse etwas zu sehen wünsche, mir Alles aufzuschließen und mich herum zu führen, wie ich es verlangen würde.

Der Vormittag verging, indem ich meine Geräthschaften auspackte und mich auf meine Weise einrichtete. Nach dem Essen, das man mir auf meinem Zimmer servirte, setzte ich mich mit der Cigarre an's Fenster und sah hinaus. Nichts rührte sich draußen, still duftete das Gaisblatt wie am Morgen, die Ferne lag noch blau und klar über den regungslosen Wipfeln, der Kies am Wege trug keines Trittes Spur.

Allmählig fing ich an, das Alles in seiner Todtenstille etwas traurig zu finden, und trotz des frischen Grüns, des hellen Sonnenscheins, der schönen Blumen, konnte ich mich eines heimlichen Bangens nicht erwehren. Der Mensch bedarf des Menschen; die freundlichste Umgebung kann dauernd

nicht befriedigen. Man sehnt sich endlich nach Wort und Antwort; hier aber war alles still; — der alte Diener ging auf den Zehen und sprach mit gedämpfter Stimme; ich selber hätte mich nicht getraut, ein lautes Wort zu reden, oder irgend ein Geräusch zu machen. Um mich von diesem Zustand zu erlösen, den ich entschieden unbehaglich fand, bat ich endlich den alten Diener — der übrigens Benjamin hieß, wie ich später erfuhr — mich Einiges im Schlosse sehen zu lassen.

„Zu Befehl, Herr Schilden!" entgegnete er ehrerbietig; rasch holte er sein Schlüsselbund und ich verließ mein Zimmer, aufathmend, als sei ich einem Gefängniß entflohen.

Die breite eichene Treppe stieg vom Hausflur in zwei Flügeln empor, die sich oben wieder zu einem kleinen Vorplatz vereinigten, von dem nach rechts und nach links ein hoher luftiger Corridor hinlief. Seine weißgetünchten Wände bedeckten alte Familien-Portraits in dunklen Holzrahmen. Unter den

meisten las ich Namen der Wildberg'schen Familie und bald war mancherlei gefunden, was mir nützen konnte; gleichzeitig bemerkte ich aber auch, daß es weitläufige Arbeiten waren, die mich wohl länger hier fesseln würden, als ich Anfangs gerechnet.

Wir mochten wohl eine Stunde und darüber in den Gängen und daranstoßenden Gemächern umhergegangen sein, als mein alter Führer endlich noch eine Thür aufschloß.

„Hier finden Sie die letzten Bilder, die gemalt worden sind," sagte Benjamin, indem er die Jalousien aufstieß, die dem Zimmer, welches wir jetzt betraten, ein sanftes Halbdunkel erhalten. Nun strömte plötzlich die volle Nachmittagssonne herein und zeigte mir auf dem dunklen Sammet der Tapete mehrere neue Oelgemälde in moderner Einfassung.

Da war zuerst das Portrait eines Herrn von mittleren Jahren, dessen Gesichtsbildung auffallend regelmäßig und schön. Er trug einen grünen Jagd-

frack und sah sehr vornehm aus, sonst sprach nicht viel aus seinen Zügen. „Das ist unser seliger Herr," erklärte ehrfurchtsvoll der Alte; „und hier daneben," fuhr er fort, „sein Sohn, der junge Graf Lothar."

Es mußten wehmüthige Erinnerungen durch dieses Bild in Benjamin geweckt werden, denn sinnend mit gefaltnen Händen stand er da, die alten schwimmenden Augen träumerisch auf den bildschönen Knaben gerichtet, der frisch wie das Leben selbst, aus seinem breiten Goldrahmen herausschaute. Eine faltige Blouse kleidete die schlanken Glieder; keck war den wallenden Locken ein graues Hütchen aufgedrückt, das, die Stirne fein beschattend, den übrigen Kopf, der frisch in leuchtenden Farben gemalt, zur vollsten, malerischen Wirkung brachte. Es waren dieselben edlen Züge des Vaters, aber beseelt und vergeistigt. Der hübsche rothe Mund schien eben lächeln zu wollen, das Grübchen in der Wange war leicht angedeutet.

„Das ist ja ein ungewöhnlich schöner Knabe!“ rief ich erfreut.

„Ein schöner Knabe!“ scholl es wie Echo von des Alten Lippen.

„Ist denn das schöne Kind ein eben so schöner Mann geworden?“ — fragte ich weiter. „Er ist jung gestorben, ein Jahr nachdem dies Bild gemalt,“ entgegnete der Alte, mich zu dem nächsten Gemälde führend.

Dies schien das Hauptstück der Sammlung zu sein; es hing an der breiten Mittelwand und stellte in anmuthiger Gruppe zwei junge Mädchen dar; offenbar Schwestern, denn wenn auch die Eine blond, die Andere dunkel, so waren sie einander doch unverkennbar ähnlich. Die Brünette im weißen Kleide hielt einen vollen Strauß Rosen und sah mit klugen, dunklen Augen aus dem Bild heraus. Sie war üppig und schön gebaut, das Leben lächelte auf ihren Lippen. Die hellere, zartere Schwester trug ein ernsteres Gewand; Haut und

Haare zeigten sich wunderbar licht und schimmernd. Ihre feinen Finger blätterten in einem Buch. Der Garten und das Schloß im Hintergrund bildeten die Scenerie.

Lange stand ich vor dem Bilde. Sowohl die Lieblichkeit der Originale als die Meisterschaft, mit der sie wiedergegeben, fesselte meinen Blick.

„Und diese beiden Damen?" — fragte ich etwas zögernd den Alten.

„Sind Beide todt," entgegnete er kurz und ernst.

Ich war fast erschrocken. All' dies blühende Leben: den vornehm schönen Grafen, seinen prächtigen Knaben und nun auch die anmuthreichen Mädchen hier — das Alles hatte der Tod schon hinweggemäht, der ernste Schnitter, der keine Blume schont. — Oft möchten wir fast beschämt auf unser eigenes Dasein blicken, wenn wir nachzählen, was wir schon Alles überdauert und über wie viel Gräber hin unser Weg gegangen ist.

Ich wurde nachdenklich.

Ich sah immer wieder nach den schönen Mädchen hin, und je tiefer ich mich in ihre freundliche Darstellung vertiefte, desto deutlicher rang sich allmählig aus dämmernder Erinnerung ein fernes Bild wieder zur Klarheit wach in mir. Verwoben mit den ersten Eindrücken meiner Kindheit war die Erscheinnng eines Mädchens, das damals schon zur vollsten Blüthe entwickelt, den Beiden hier gleich, deren zwiefache Schönheit sie, wunderbar genug, in sich vereinte. Diese zufällige Aehnlichkeit weckte Empfindungen in mir, die lange geschlummert; meine Gedanken flogen zurück in alte ferne Zeiten, an die ich lange, lange nicht mehr gedacht. Rings war alles so still; sommerliche Nachmittagsruhe schien über Zimmer, Haus und Garten hingebreitet. Nur im Staub des Sonnenstrahls, der durch das Fenster hereinfiel, summte eine Biene. — So war's zum Träumen recht die gute Stunde.

Da plötzlich scholl durch die lautlose Stille ein greller, widerlicher Schrei; die Thür ward heftig

aufgerissen und herein sprang ein Mensch in wunderlichem Aufzug. Sein Haar war wild und flatternd, er trug einen langen grünen Schlafrock, schlorrende Pantoffeln an den Füßen. Dicht vor mir blieb er wie versteinert stehen und starrte mich aus schönen, dummen Augen groß an. Ich selbst, so jäh aus meinen Träumen aufgeschreckt, konnte mir sein unerwartetes Auftreten nicht gleich deuten. Das nur bemerkte ich mit großem Widerwillen, daß der Grüne eine dicke ausgestopfte Katze zärtlich im Arme trug.

Als ich endlich etwas herausstammeln wollte, diese seltsame Begegnung zu erörtern, brach der wunderliche Mensch, dessen starker, männlicher Bart auffallend gegen den unreifen Ausdruck seines Gesichtes contrastirte, in ein grellend schreiendes Lachen aus; dichter hüllte er das scheußliche Thier, das er trug, in die Falten seines Schlafrocks — und verschwunden war er, wie er gekommen.

Dieser ganze Auftritt hatte nur wenige Sekunden

gewährt; rasch und unfaßbar war er wie ein unbehaglicher Traum an mir vorüber geflogen. Jetzt wandte ich mich zu Benjamin, der, ehe ich noch eine Frage ausgesprochen, mit etwas verstörter Miene erklärte:

„Er ist ein armer, unglücklicher Mensch; verzeihen Sie wenn er Sie erschreckt. — Uebrigens," fügte er dann hinzu, „haben wir oben alles gesehen, und wenn es Ihnen gefällig, gehen wir nun wieder hinunter." — Ich folgte dem Alten, von allerlei seltsamen Eindrücken bewegt.

Als ich wieder einsam in meinem Zimmer saß, spannen sich die angeregten Empfindungen weiter fort in mir und ich verfiel in gedankenvolles Sinnen. Ich hatte mich an's offene Fenster gesetzt und sah träumerisch hinaus, als plötzlich, recht wie eine Begleitung zu meinen Phantasien, sich im Garten unten sanftes Geigenspiel vernehmen ließ. Vergeblich suchte ich den Spieler zu erspähen; er mußte sich irgendwo in dem Gebüsch versteckt halten, sehen

konnt ich ihn nicht, nur seine Töne klagten süß in rührend zarter Weise zu mir herauf — und lauschend und sinnend verging mir die Zeit.

Es war schon Abend geworden, als Benjamin mir die Aufforderung der Gräfin brachte, den Thee mit ihr zu trinken.

„So werd' ich sie denn endlich sehen," dachte ich. Der sonderbar stille Empfang der mir hier geworden, hatte meine Neugierde einigermaßen erregt; sonst wußte ich nichts von der Gräfin, als daß sie verwittwet und kinderlos sehr einsam auf ihrem Schlosse lebe.

Benjamin führte mich durch mehrere Zimmer, in denen es eben so lautlos still war, wie im ganzen Hause. Weiche Teppiche am Boden dämpften unsre Schritte, die herabgelassenen Jalousien schlossen selbst des Tages letzte Helle von diesen Räumen aus. In dem letzten Zimmer stand die Thür auf nach einem kleinen überdachten Balkon, vor dem sich weit und grün die Landschaft hinstreckte. Fruchtbare

Wiesen umschlossen einen See; daß sie hier und da von einzelnen Baumgruppen unterbrochen wurden, gab ihnen ein doppelt freundliches Ansehen. Auch hier schlossen blaue Berglinien den Horizont, den schon ein rötherer Abendschein verklärte.

Auf diesem Balkon saß die Gräfin. Sie hatte den Arm aufgestützt und sah in die Gegend hinaus. Ein kleines Spitzentuch war nachlässig um ihr Kinn geknüpft, ihr ganzer Anzug schwarz und sehr einfach. Als sie sich grüßend zu mir wandte, zeigte sich mir ein ernstes scharfmarkirtes Angesicht, in dem zwei dunkle, lebhafte Augen entschieden dominirten. Ob die Gräfin jemals schön gewesen, war nicht mehr zu unterscheiden; sie mochte zwischen Fünfzig und Sechzig zählen. Es war nichts Liebenswürdiges in ihrer Erscheinung, keine entgegenkommende Güte, nichts von jener gewinnenden Anmuth, die sich edle Frauen bis in die spätesten Jahre zu erhalten wissen; aber sie sah bedeutend aus und ungewöhnlich, wie Jemand, der viel er-

fahren hat im Leben. Ihr Organ war tief, ihre Sätze kurz; auch während sie sprach wich eine gewisse Härte nicht aus ihren Zügen.

„Sie werden es hier sehr einsam finden," sagte sie, nachdem wir die ersten formellen Begrüßungen ausgetauscht; „und an mir keine aufmerksame Wirthin. Ich habe das Talent nicht. Machen Sie sich's bequem und leben Sie, wie es Ihnen gefällt. — Werden Sie von meinen Bildern etwas benutzen können?" —

Ich erzählte ihr, daß ich Vieles für mich sehr Wichtige in ihrer Sammlung gefunden, und daß auch Anderes darin mich lebhaft interessirt. „Unter den neueren Bildern oben ist besonders ein ganz vortreffliches; die beiden jungen Damen in anmuthiger Gruppe. Ein wahres Meisterstück!" bemerkte ich.

„Meine beiden Töchter," erläuterte sie kurz; „es gefällt Ihnen?"

„Ungemein, gnädige Gräfin. Bisher fand ich

immer, daß es ein sehr gewagtes Ding sei, zwei Portraits in einen Rahmen zu bringen; außerdem sind junge Mädchen im Garten schon recht oft sentimental oder abgeschmackt dargestellt worden. Beide Klippen hat der Künstler hier glücklich umschifft; es ist eine vortreffliche Arbeit."

Die Gräfin erwiederte nichts, und um eine Pause zu unterbrechen, die anfing, mir peinlich zu werden, fuhr ich fort: „Die beiden lieblichen Gestalten fesselten mich doppelt durch ihre Aehnlichkeit mit einer Dame, die ich vor langer Zeit gekannt."

„So?" — sagte die Gräfin etwas gedehnt. — „Sie heißen Schilden oder Schildt?" fragte sie dann kurz und unerwartet.

„Schilden, Frau Gräfin," antwortete ich, nicht ohne Erstaunen über diese kurz dazwischen geworfene Frage.

Der Jäger meldete, daß das Abendbrot servirt sei. Die Gräfin stand auf und nahm meinen Arm. Ihre Bewegungen waren gewandt und noch sehr

jugendlich; doch schien sie alles, was zum äußeren Leben gehörte, mit einer gewissen Hast abzuthun, um nachher wieder in theilnahmlose Ruhe zurückzusinken.

Im Speisesaal fanden wir den Ober-Inspector, die Wirthin und noch einige zum Hausstand gehörige Personen. Die Mahlzeit wurde schweigsam eingenommen. Als wir zu Ende, bot mir die Gräfin an, noch etwas Abendkühle auf ihrem Balkon zu genießen. Ich verbeugte mich und folgte ihr.

Das Spätroth am Himmel war verloschen, mit bläulichen Schatten senkte sich schon leise Dämmerung über die Landschaft. Von blühenden Büschen stieg Rosenduft zu uns empor; ein schmelzender Nachtigallenlaut klang durch den tiefen Frieden.

Ich sprach der Gräfin mein Entzücken über diese reizende Umgebung aus. Wir setzten uns, sie mir gegenüber, den Kopf in die Hand gestützt; es schien eine ihr eigenthümliche Stellung zu sein.

„Sie haben hier eine üppige Vegetation,“ begann ich wieder, an mein vorausgegangenes Lob anknüpfend. „Herrlicher Baumschlag! So schöne Weiden zum Beispiel, wie diese hier, hab' ich fast noch nie gesehen.“ —

Rechts auf dem Wiesengrunde nämlich, der das Schloß vom See trennte, standen in einem kleinen Rund acht oder zehn Weiden dicht zusammen, ihre Kronen waren schon hie und da verzweigt und verschlungen. Besonders alt schienen die Bäume noch nicht zu sein, die Stämme zeigten sich noch glatt und schlank, aber schön waren sie und kräftig; wundervoll dicht und üppig das Laubwerk.

„Ja,“ antwortete gedankenvoll die Gräfin, „die Weiden sind schön!“ —

Und sie blickte lange nach den Bäumen hinüber, deren feines Blätterwerk sich deutlich gegen den klaren Himmel zeichnete.

Wie aus einer Zerstreuung auffahrend, fragte sie dann plötzlich ohne jeden Uebergang: „Wem gleichen meine Töchter, Herr Schilden?“

Von ihrer seltsam kurzen Weise abermals etwas betroffen, sah ich sie mit unverhohlener Verwunderung an. Lebendig glühend ruhte ihr Blick auf mir und ich empfand etwas, als wohne ihm eine Kraft inne, die mich dieser Frau allmählig doch, fast wider meinen Willen, gewinnen würde. „Gnädige Gräfin,“ erwiederte ich endlich, „Sie wissen, wie es mit Aehnlichkeiten geht: wo der Eine von ihr frappirt wird, will der Andere auch nicht den kleinsten Zug wiedererkennen. Es sprechen gar zu viele Zufälligkeiten mit. So war es wohl auch heute mehr Zufall, daß ich an eine Persönlichkeit erinnert wurde, deren Bild mein Gedächtniß beinahe schon verloren hatte.

„Wer war das?“ fragte die Gräfin kurz.

Diese inquisitorische Art schien mir etwas stark und mit ziemlich betonter Zurückhaltung entgegnete ich

gemessen: „Ich würde nie wagen, gnädige Frau, Ihnen Erinnerungen meiner Vergangenheit und Kindheit aufzutischen, die nur für mich allein von Interesse sein können.“

„Erinnerungen,“ rief die Gräfin mit eigenthümlichem Ausdruck — „Erinnerungen sind das Leben!“

Der alte Benjamin trat jetzt herzu und setzte Windlichter auf den Tisch zwischen uns, denn es dunkelte mehr und mehr. Hell fiel der Lichtschein auf das Angesicht der Gräfin.

„Erzählen Sie, wem meine Töchter gleichen,“ forderte Sie jetzt noch einmal fast gebieterisch, nachdem sie mich lange und fest angeblickt.

Auge und Stimme dieser Frau übten eine ganz eigene Gewalt, die mich nach einer Seite hin belästigte und der ich doch nicht recht zu widerstehen vermochte. Zögernd erwiederte ich:

„Wirklich, ich müßte zu weit ausholen — es ist eine lange Geschichte.“ —

„Wir haben Zeit!“ meinte sie.

Da sah ich ihr noch einmal in's Gesicht und die Macht ihres Blickes beherrschte mich mit unabweisbarer Gewalt. Von einer seltsamen Empfindung, die ich selber nicht recht verstand, geleitet, gab ich endlich nach.

„Ich mochte vier oder fünf Jahre zählen," begann ich nun, „als mein Vater in einer kleinen Provinzialstadt das Amt eines Kreisrichters bekleidete. Meine Mutter, bedeutend jünger als er, war eine hübsche, lebenslustige Frau. Sie sang viel, tanzte gern und besaß noch die volle Jugendlichkeit eines Mädchens. Es war um die Weihnachtszeit, als sie mich eines Tages übermüthig froh in die Arme schloß und hoch in die Luft hob.

„Fritz," rief sie, „kleiner Kerl, jetzt wird's lustig werden im Haus! Morgen kommt eine neue Tante an, die wird dir mal gut gefallen!"

Wirklich fuhr auch Tags darauf eine Extrapost bei uns vor. Die Mutter, die das Posthorn schon von Weitem gehört, sprang jubelnd die Treppe

hinab. Ich kletterte auf den Stuhl am Fenster, um das merkwürdige Ereigniß recht genau in Augenschein zu nehmen. Der Wagen hielt bei uns, wie schon gemeldet: aus dem schmalen Scheibenfenster guckte ein lachendes, reizendes Mädchengesicht, eng von einem kleinen Hütchen umschlossen. Schwerfällig stieg der Postillon vom Bock, um den Schlag zu öffnen; der Dame drinnen ging das viel zu langsam; sie streckte schon aus dem Wagenfenster beide Hände meiner Mutter entgegen. Endlich war die alte Kutschenthür aufgeklemmt, aber ehe noch der Postknecht den Tritt herabgelassen, war die Fremde schon mit einem Satz hinunter und in der Hausthür meiner Mutter an den Hals geflogen. Dabei glitt ihr der Mantel von den Schultern und blieb im Schnee liegen; sie achtete nicht darauf; es war überhaupt nicht ihre Art, an irgend etwas zu denken, das sie hinter sich ließ und das mit den Empfindungen, denen sie sich eben hingab, nicht im genauesten Zusammenhang stand. — Ich hörte

Schritte auf der Treppe. „Wo ist dein Junge?“ rief eine reizend frische, helle Stimme und herein flog die lieblichste Mädchengestalt, die je meinem Auge begegnet. Ich hatte damals wenig Zeit, sie zu betrachten, denn so bald sie meiner ansichtig wurde, schloß sie mich stürmisch in die Arme und begann unter großem Jubel mich so derb zu küssen, daß mir die Sinne fast vergingen. Dabei ringelten mir ihre braunen Locken über's Gesicht, denn den Hut hatte sie auch schon auf dem Wege von der Treppe in's Zimmer, Gott weiß wie und wo, verloren.

„Brich mir den Jungen nicht entzwei, Alexandrine!“ rief scherzend meine Mutter. Ich wurde endlich auf einen Stuhl gestülpt und die Beiden verließen lachend das Zimmer.

Was ich von dem Mädchen weiß, das damals mitten im Winter wie Frühling bei uns einzog, ist nur wenig, denn als sie später nicht mehr da war, ist ihr Name nie wieder bei uns genannt worden.

Alexandrine Lonska war eine Pensionsgefährtin meiner Mutter und kam jetzt, dieselbe in ihrer eigenen Häuslichkeit aufzusuchen. Sie war halb deutscher und halb polnischer Abkunft; die Eltern hatte sie früh verloren und lebte nun auf dem Lande bei Verwandten in großer Zurückgezogenheit.

Dieser Aufenthalt behagte ihr wenig und sie sollte den Winter über bei uns in der Stadt bleiben. Meine Mutter war ihr unendlich zugethan. Ueberhaupt wußte dieses Mädchen mit unwiderstehlichem Zauber Alles zu bannen, was ihren Kreis berührte. — So geschah es auch, daß sie in unserem Hause bald das Oberste zu unterst kehrte, ohne daß irgend Jemand sie in ihrem tollen Treiben hindern konnte. Nach ihrem Gefallen mußte dies geschehen, jenes unterlassen werden; diese Einrichtung gefiel ihr nicht und mußte in jene abgeändert werden; Niemand konnte sich ihrer liebenswürdigen Tyrannei entziehen. — Selbst meinem Vater, den ich fast gar nicht anders als hinter seinem Aktentisch

in ruhiger Arbeit kannte, hatte sie's angethan. Er duldete von ihr, was sonst Keiner gegen ihn wagen durfte. Oft mußte er, gehorsam ihrem Zauberwort, noch Nachts um zwölf zum Tanze spielen, wenn es ihr in den Sinn kam, mit meiner Mutter Masurek um den Theetisch herum zu tanzen. Sie goß ihm Essig statt Wein in das Glas; steckte ihm ihre Morgenhäubchen in den Rock, die er dann zum Entsetzen seiner Referendarien auf dem Gerichte statt Sacktuch aus der Tasche zog. Wollte mein Vater dann manchmal in lautes Schelten losbrechen über all' die neckischen Unarten, die sie trieb, so gab sie ihm auf eine Wange eine Ohrfeige, auf die andre einen Kuß, und alles geschah mit so verzweifelt hinreißender Anmuth, daß ihr am Ende mein strenger Vater selbst nicht zürnen konnte.

Es war ein ganz anderer Verkehr in unser Haus gekommen seit Alexandrinen's Ankunft. Wir sahen mehr Leute bei uns, alle Welt fühlte sich von ihr angezogen; meine Mutter ging öfter mit ihr aus,

und überall war Alexandrine Lonska das Sonnenbild, um das Planeten kreisten.

Wie ich sie mir jetzt vergegenwärtige, war sie aber auch wirklich unwiderstehlich reizend. Nie ist mir eine Frau begegnet, die sich ihr vergleichen ließe. Eine regelmäßige Schönheit war sie nicht, aber gerade gewisse kleine Mißverhältnisse gaben ihrem Gesicht sein Eigenthümliches. Sie sprach das Deutsche mit polnischem Accent, oft nicht ganz richtig; so zu sagen hatte sie eine eigene Sprache für sich und sie mußte selber lachen, wie verschroben und absonderlich sie manches herausbrachte. Da sie nichts weniger als reich war, trug sie sich einfach, aber alles in ihrem Anzug saß ihr, war frisch und sah so aus, daß es nur ihr gehören konnte und keinem anderen Mädchen auf der Welt.

So war es nicht zu verwundern, daß sich Alles gern der Herrschaft ihrer launigen Anmuth unterwarf; ich glaube, es gab keinen Mann im Ort, jung oder alt, dem sie nicht für einen Abend we-

nigstens den Kopf verdreht hätte. Wenn sie tanzte, lag in ihrem Ausdruck, ihren Bewegungen etwas Hinreißendes, die Herzen flogen ihr nach, es war wie der Morgenwind, der auf luftigen Schwingen die Blüthen entführt.

So unbefangen und gedankenlos aber wie sie auch erscheinen mochte, so glaub' ich jetzt doch, daß sie sich ihrer Macht bewußt war und sie zu nutzen verstand.

Unter den jungen Leuten, deren ihre Gegenwart mehrere in unser Haus gezogen, war ein Offizier, Namens Eberhard, ein stiller bescheidener Mensch, den Alle um seines offnen, treuherzigen Wesens willen, liebten und schätzten. Daß auch er sein Herz bald an die kleine polnische Lorelei verloren hatte, war nicht schwer zu merken. Mit jedem Blick hing er an ihr; auf allen Wegen suchte er ihr zu folgen; auch schien sie ihm nicht abhold, wenigstens duldete sie lächelnd alle Beweise seiner Verehrung. — Einmal sah ich, als er ging,

in seinen Händen den Strauß, den sie den Abend über getragen; ein ander Mal, als ich unerwartet in's Zimmer trat, fand ich die Beiden allein und Eberhard, der zärtlich ihre Hand küßte. — Mit meiner Mutter hatte Alexandrine nun immer viel Heimliches zu sprechen; sie thaten dabei unendlich wichtig, obgleich es nie ganz ohne Lachen und Kichern abging. Oft wurde ich ganz plötzlich in den Garten oder zu Bett geschickt, wenn sie merkten, daß ich ihnen mit großen verwunderten Augen zuhörte.

Ich schlief damals noch neben meiner Mutter Bett. Eines Abends, als diese mit dem Vater in's Schlafzimmer trat, war ich noch wach, was sie indessen nicht vermuthen mochten. So überhört' ich zufällig ihr Gespräch. Es war von Eberhard und Alexandrine, von einer Verlobung zwischen ihnen die Rede. Die Mutter sprach sehr erfreut über dies Ereigniß, das vorläufig noch ein Geheimniß bleiben sollte. Der Vater dagegen erhob allerlei Bedenken.

„Caroline," sagte er, „betreibe die Sache nicht allzusehr; wer weiß, ob sie zum Guten führt."

„Sie haben einander so lieb," warf die Mutter ein.

„Schon recht," entgegnete er, „von Eberhard bin ich dessen gewiß, denn er ist ein Mensch ächt wie Gold und keine falsche Ader an ihm. Aber die Alexandra — glaube mir, in der spukt noch das polnische Blut. Treu und Glauben steckt nicht viel in ihr. Ich habe sie gern um mich wie man gern Blumen im Zimmer hat, aber wer sie zur Frau nimmt, glaube mir! — der spielt gewagtes Spiel."

„Eberhard wird es verstehen günstig auf sie einzuwirken," sagte meine Mutter, doch mußte sie gleich selbst über die kühne Annahme lächeln.

„Unsinn," rief der Vater, „die wird kein Mensch ändern; das Leben selbst müßte Hand anlegen, um sie zu erziehen. Bis dahin aber kann sie Unheil genug anstiften. Der Eberhard mit

seiner weichen anschmiegenden Seele, die Keinem was Böses zutraut, weil in ihr selber kein Falsch ist, wird sich blind an das Mädchen hängen und sie wird noch viele Götter haben wollen neben ihm. Die Sache taugt nicht, Caroline, glaube mir!" —

Meine Mutter mochte wohl einsehen, daß der Vater nicht Unrecht habe, doch sprach ihr Herz für die Freundin, der sie schwärmerisch ergeben.

„Laß wenigstens eine Zeit ruhig darüber hingehen, daß sie sich erst selber prüfen," rieth der Vater wiederholt. —

Ob übrigens noch lange weiter diskutirt wurde, weiß ich nicht, der Schlaf übermannte mich allmählig, und am nächsten Morgen war das was ich gehört, bald durch andere Eindrücke verdrängt.

Das Leben im Hause ging seinen gewohnten Gang weiter wie zuvor. Alexandrinens Geburtstag war herangekommen und sollte bei uns durch ein kleines Fest gefeiert werden. Ich hörte, daß man dazu auch den Baron Velden erwarte, einen

reichen vornehmen Herrn, der sich kürzlich in der Nachbarschaft angekauft. Den ganzen Tag über war es unruhig im Hause. Alexandrine empfing Besuche und Gratulationen, meine Mutter beschäftigten die Vorbereitungen zum Abend. — Endlich brannte die altmodige Krystallkrone in unserem kleinen Saal, Alexandra war reizend geschmückt; so elfenhaft beweglich und anmuthig hatte ich sie noch nie gesehen. Der erste Gast der erschien, war Eberhard. Er brachte Blumen für seine Braut und sprach lange mit ihr in einer Fensternische; sie sahen sich beide zärtlich an und schienen von Herzen glücklich. — Allmählig füllten sich die Räume, auch der Baron erschien und mit ihm einer seiner Freunde, der gerade zum Besuche bei ihm gewesen, und den er, der Gastfreundschaft meiner Eltern vertrauend, mitgebracht. Ich hatte meinen Sonntagskittel an und durfte bis neun Uhr aufbleiben; es war mir ein neues und ganz himmlisches Vergnügen dem Tanzen zuzusehen. Alexandra wurde

heut vorzugsweise gefeiert; ich sah sie rastlos tanzen und zwar am meisten mit dem Freunde des Baron's, einem großen, schönen, jungen Mann von sehr vornehm kühler Haltung, der in der ganzen Gesellschaft, wie es schien, außer Alexandra, Niemand seiner Aufmerksamkeit werth hielt. Dafür zeigte sie sich ihm aber auch besonders liebenswürdig. Eberhard sah ich mehr als einmal von der allgemeinen Freude abgetrennt, einsam und verdrießlich am Fenster stehen, von wo er Alexandrinens Treiben nicht ohne Unruhe beobachtete. Als ich ihm gute Nacht sagen wollte — er war mein ganz besonderer Freund — schob er mich, gegen seine sonstige freundliche Gewohnheit, achtlos auf die Seite und ging zerstreut vorüber. Ich war sehr verwundert hierüber, mußte aber leider bemerken, daß in der nächsten Zeit ähnliche Stimmungen bei ihm nur allzuhäufig wiederkehrten. Alexandra dagegen erschien noch lustiger und blühender als je zuvor.

Nach dem Velden'schen Gute hin entspann sich nun ein lebhafter Verkehr. Man fuhr hinaus zum Mittag, zum Kaffee; die Herren brachten ihre Abende bei uns zu; es wurde Comödie gespielt, Quadrillen eingeübt; keine Woche verging ohne irgend ein festliches Unternehmen hier oder dort. Alexandrine, die bei alle dem natürlich die Hauptperson war, schien sich vortrefflich zu amüsiren. Ich erfuhr von alle dem nur aus ihren und meiner Mutter Erzählungen, denn da ich seit Neujahr eine Schule besuchte, wurde ich nicht mehr wie sonst auf allen Fahrten mitgenommen.

Endlich war auch die Rede von einem großen Ball, den der Baron von Velden zu geben gesonnen sei. Meine Mutter und Alexandra erhielten die ersten Einladungen. Ich hörte Beide vielfach ihren Putz überlegen und von dieser Festlichkeit fabeln, der sie mit ungeduldiger Freude entgegen sahen. — Endlich war der wichtige Tag gekommen! Nachmittags begann die Toilette der Damen, denn

da man zwei volle Stunden zu fahren hatte, mußte bei Zeiten begonnen werden. Meine Mutter ließ sich frisiren, ich saß im Nebenzimmer mit meiner Schiefertafel und meinem A B C-Buch. Da kam Alexandrine ganz leise zu mir hereingehuscht. Sie kniete neben meinem Stuhle nieder und sah mich an. Ihre Augen blitzten noch lebendiger als sonst, auch schien mir die Hand, mit der sie mich streichelte, unsicher und heiß.

„Fritz," sagte sie halb laut, „Fritz, kannst Du klug sein?"

„Ja, Tante!" — antwortete ich mit vollster Ueberzeugung. —

„So thu mir einen Gefallen," fuhr sie im selben Tone fort, „ich habe einen Spaß mit Deiner Mutter vor, Du sollst mir helfen. Wenn sie heute Nacht vom Balle kommt, halte Dich wach und gieb ihr dies Briefchen; es enthält eine große, große Ueberraschung!" —

„Gut," sagte ich und empfing aus Alexandri-

nens Hand ein rosa Billetchen ohne Adresse, das zierlich versiegelt.

„Aber,“ flüsterte sie aufstehend, „Du mußt ein sehr kluger Junge sein, Fritz! Niemand darf von dem Briefchen wissen und auch Mama muß es erst lesen, wenn sie vom Balle kommt. Hörst Du? Ja nicht vorher! Mach' Deine Sache gut!“ —

„Verlaß Dich auf mich, Tante,“ erwiederte ich ernst und gewichtig.

Es war nichts Neues, daß Alexandrine mit meiner Mutter allerlei Schelmereien trieb, und schon öfter war ich als Vertrauter und Gehülfe benutzt worden. Ich fand also durchaus nichts Auffallendes in ihrem Auftrag und fühlte mich stolz der Träger eines großen Geheimnisses zu sein.

Die Toilette meiner beiden Damen interessirte mich lebhaft. Es gereichte mir zum besonderen Vergnügen, ihnen Stecknadeln zu reichen und ihnen die Schuhe binden zu dürfen. Alexandrine war von strahlender Schönheit. Ich trug ihr den

Fächer nach, während sie sich auf der Treppe die Handschuhe zuknöpfte. Leicht wie eine Feder schwebte sie in den Wagen. Meine Mutter, der es noch spät eingefallen einen Auftrag im Hause zu ertheilen, war wieder umgekehrt, Alexandra wartete in der Kutsche, ich stand vor der Thür.

„Fritz," sagte sie lächelnd mit schelmisch aufgehobenem Zeigefinger, „Fritz sei mein kluger Junge!" —

Ich nickte geheimnißvoll. Sie saß tief in die Ecke gelehnt; die duftigen rosigen Stoffe des Ballkleides umhüllten ihre Elfengestalt wie ein Hauch; ein voller Veilchenkranz drückte die Locken, Veilchen trug sie an der Brust; und so, das Köpfchen neckisch auf die Seite gelehnt, noch immer mit dem kleinen Finger drohend, lächelte sie wie der Frühling selbst.

Nun kam die Mutter; sie stieg ein, Alexandra beugte sich vor, um mir noch einmal freundlich zuzunicken, das dunkele Wagenfenster rahmte mir ihr liebliches Gesichtchen ein; dann rasselte die schwere

Kutsche dumpf über das Straßenpflaster. Ich hatte Alexandrine Lonska zum letzten Mal gesehen.

Mein Vater, der dringende Schreibereien zu vollenden hatte, war zu Haus geblieben. Ich wußte ihn noch auf seinem Zimmer beschäftigt, als ich zu Bett ging. Später kam er zu mir herein; er legte sich auf's Sopha und ich sah wie er die Lampe stellte, um beim Lesen gutes Licht zu haben. — Die Sorge, der Mutter Ankunft nicht zu vergessen, hielt mich heimlich wach. Endlich hörte ich den heimkehrenden Wagen durch die stille Straße rollen; die Hausthür ging, bald darauf trat meine Mutter mit der Frage herein:

„Hast Du Alexandra noch gesehen, lieber Mann? Was fehlt ihr?"

„Was meinst Du?" fragte mein Vater verwundert. Nun erzählte die Mutter, daß Baron Velden während des Cotillons an sie herangetreten, um sie von einem leichten Unwohlsein in Kenntniß zu setzen, das Alexandrine plötzlich befallen;

dieselbe sei deshalb soeben mit der Frau des Landraths, die heut wie immer den Ball früher verlassen, nach Haus gefahren.

„Ihre Freundin hat Sie im Tanze nicht stören wollen," habe der Baron hinzugesetzt, „so sollten Sie den kleinen Zufall erst erfahren, nachdem Fräulein Lonska bereits fortgefahren."

Meine Mutter hatte aus Rücksicht für ihren Tänzer den Cotillon noch beendet, um sich dann aber sogleich und ohne Verzug, in ängstlicher Sorge um Alexandrinen, nach Haus zu begeben.

Kaum angekommen, erkundigte sie sich schon an der Thür nach der Kranken, aber die verschlafene Magd gab ihr eine verdutzte Antwort, aus der sie nicht klug wurde. So eilte sie zum Vater, aber auch er schüttelte den Kopf, denn Alexandrine war nicht nach Hause gekommen.

„Sollte ihnen unterwegs etwas zugestoßen sein?" rief meine Mutter ängstlich. Mir ahnte, daß jetzt der Moment für meine Ueberraschung

gekommen. Ich rappelte mich auf im Bett. „Mama," rief ich, „hier ist ein Brief von der Tante für Dich!" —

Die Mutter riß mir das Couvert aus den Händen und trat damit dicht an die Lampe, ich sah wie sie sich während des Lesens verfärbte; endlich fiel das Blatt aus ihren zitternden Händen, und das Gesicht mit dem Tuche bergend, sank sie in's Sopha zurück. Nun nahm mein Vater den Brief und las; dann sagte er sehr ernst, das Blatt verächtlich von sich werfend:

„Weiß Gott, ich habe das geahnt! — Armer Eberhard."

Am andern Morgen gab es im ganzen Hause verstörte Gesichter. Von Alexandrinen sprach Niemand; ich fühlte, daß ein tiefes Unbehagen ringsum waltete, und da ich mit meiner Ueberraschung wenig Ehre eingelegt zu haben schien, traute ich mich nicht viel zu fragen.

Zwei oder drei Tage waren vergangen, der

Sonntag war herangerückt; ich las am Morgen meiner Mutter grade mühsam einen Vers aus dem Gesangbuch vor, als der Vater hereintrat, so ernst und düster, wie ich ihn noch nie gesehen.

„Du kannst hinaus gehen, Fritz," sagte er, Mütze und Handschuh auf den Tisch werfend. Ich gehorchte mit großer Schnelligkeit. Im Nebenzimmer fand ich ein halb zerrissenes Bilderbuch, mit dem ich mich kleinlaut in ein Winkelchen kauerte. Nebenan hörte ich den Vater zu meiner Mutter reden; plötzlich schrie sie laut auf, dann war alles still.

Erst zum Mittagessen ward ich gerufen. Die Mutter hatte roth geweinte Augen und rührte keine Speise an, Niemand sprach; ich selber war sehr verängstigt, ohne recht zu wissen warum.

Abends spät sah ich den Vater noch einmal fortgehen; er hatte sich dazu ganz schwarz angezogen und nahm sein Gesangbuch mit. Ein banges, grauenhaftes Gefühl hielt mich wach im Bette, ich konnte lange nicht einschlafen.

„Bet' ein Vaterunser, Fritz" sagte die Mutter als sie hereintrat und mich noch wach fand; „sie begraben den guten Eberhard, er ist gestern plötzlich gestorben." —

So weit hatte ich erzählt. Die Gräfin saß still mir gegenüber; ihr Kopf war tief in ihre Hand hinabgesunken, und einen Augenblick wußte ich kaum, ob meine Erzählung sie so ganz absorbirt, oder ob sie dabei theilnahmlos an andere Dinge gedacht. Als ich schwieg, blickte sie auf und ich erschrak fast vor der Blässe ihres Angesichtes, vor dem gespenstisch wachem Leben in ihren großen, dunkeln Augen. „Ich bin zu Ende," fügte ich hinzu. „Wie schon zuvor bemerkt, ist Alexandrinen's Name nicht wieder bei uns genannt worden. Meine Mutter nahm mich ein paar Mal mit, Eberhards Grabstätte aufzusuchen und zu bekränzen. Ich habe später erfahren, daß er selber Hand an sich gelegt, in jäher Verzweiflung um die angebetete Braut, die ihn treulos verlassen. Wie ihr Schick-

sal sich gestaltet, weiß ich nicht; ich hörte nie wieder von ihr, ja selbst die Erinnerung an sie war meinem Gedächtniß halb entschwunden, bis ich heute das Gemälde oben sah, welches mir, wunderbar genug, die alten Zeiten wieder vor die Seele rief; denn die beiden schönen Mädchen auf dem Bilde erinnern in ihrer Anmuth und Eigenthümlichkeit an Alexandra, obgleich sie selber freilich noch ganz anders war!" —

Die Gräfin schwieg noch immer, aber in ihren tiefbewegten Mienen las ich, daß sie nicht theilnahmlos zugehört. Das Licht vor ihr flackerte im Winde, nächtliche Insekten schwirrten und schwebten um die bebende Flamme; in den hohen Weidenbäumen schauerte die Nachtluft; da stand ich endlich auf.

„Es ist spät geworden, Frau Gräfin," sagte ich mich verbeugend, „ich habe Ihre Aufmerksamkeit unbescheiden lange in Anspruch genommen;

vergeben Sie, und erlauben Sie mir Ihnen eine gute Nacht zu wünschen."

Da richtete sie sich rasch auf; es war, als werfe sie mit aller Kraft ihres Wesens etwas von sich, das schwer auf ihr gelastet. „Ich danke für Ihre Mittheilung Herr Schilden," sagte sie kurz; „vielleicht erzähle ich Ihnen später auch einmal eine Geschichte."

Sie reichte mir die Hand wie einem alten Bekannten und für heute schieden wir.

Schon am nächsten Morgen ging ich frisch an meine Arbeit. Man hatte mir neben dem Zimmer in dem ich wohnte noch einen großen, lichten Raum angewiesen, der sich vortrefflich zum Atelier eignete. Der alte Benjamin schleppte an Gemälden herbei was ich verlangte, und bald versenkte ich mich ganz und ungetheilt in meine nicht uninteressante Arbeit.

Oft malte ich den ganzen langen Tag über, mit wenigen kleinen Unterbrechungen.

Außer dem Geigenspiel, das ab und zu wieder, wie am Tage meiner Ankunft, durch den stillen Garten klang, belebte kein Laut die tiefe Einsamkeit. Leer und öde blieb der Garten mit seinem Sonnenschein und seinen Blumen, an denen Niemand sich freute; im Schlosse rührte sich nichts, nur die Fliegen summten in der heißen, sommerlichen Schwüle und manchmal wollte mich ordentlich ein Grauen befallen vor der Todtenstille, die dieses große unbelebte Haus erfüllte.

Abends, wenn die Luft sich kühlte, pflegte ich einen Spaziergang durch den Park zu machen, dessen grüne Waldeinsamkeit mich lieblich erquickte, nach der öden Ruhe des Hauses. Denn in der Natur, mag sie sich noch so still und abgeschlossen zeigen, ist immer Leben. Wir fühlen in ihr das Walten unerschöpflicher Kräfte, die dem Vergehenden schon des Werdens neue Hoffnung wieder anknüpfen, in

ewig sich ergänzendem Wechsel. Häuser und Räume aber, von Menschen erbaut und auf Menschen berechnet, müssen von solchen belebt sein, oder ihre abgeschlossene Luft hemmt den frischen Athem des Lebens und macht sie Gräbern gleich, in denen scheu und gestaltlos bange Erinnerungen spuken.

So waren Wochen vergangen, seitdem ich in Schloß Wildbergshofen eingekehrt. Von der Gräfin bekam ich nicht viel zu sehen. Sie hielt sich still in ihren Gemächern, denen die stets herabgesenkten Jalousien ein abgeschlossenes, trauriges Ansehen gaben. Des Mittags speiste sie für sich allein; nur bei der Abendmahlzeit kam sie mit mir und der übrigen Hausgenossenschaft in Berührung. Meist fand ich sie still und gleichgültig, fast möchte ich sagen müde; an der Unterhaltung betheiligte sie sich selten, mit mir kam es zu einem längeren Gespräch nicht wieder. Wie es sich überhaupt zugetragen, daß ich ihr damals bei unserer ersten Begegnung so rückhaltlos meine Erinnerungen erschlossen, als

wäre sie ein langbewährter Freund — das konnte ich mir jetzt gar nicht mehr recht erklären. Ja, im Herzen macht' ich ihr gewissermaßen einen Vorwurf daraus, daß sie an jenem Abend mein Vertrauen so gebieterisch erzwungen, ohne es nachher durch gleichmäßig fortgeführte Beziehungen zu rechtfertigen und zu belohnen. Dann aber, wollte ich ihr einmal ernstlich zürnen, sah sie mich wieder mit so eigenthümlicher Tiefe, mit so seltsam fesselndem Ausdruck an, daß ich mich ihr dennoch zu eigen gegeben fühlte, kraft einer wunderbaren Macht, deren Ursprung ich nicht herzuleiten wußte. Schwere Erinnerungen mußten noch ihre späten Lebensjahre verdunkeln, denn wie sie in ihren Gemächern stets eine trübe, melancholische Dämmerung erhielt, so ging auch über ihre düsteren Züge nie ein Sonnenblick der Freude; starre, kalte Ruhe war über sie gebreitet, die einsame Oede ihrer Umgebung stimmte traurig harmonisch dazu.

Nicht wenig überraschte es mich eines Tages,

zu entdecken, daß der geheimnißvolle Geigenspieler, dem ich bisher noch immer vergeblich nachgespürt, Niemand anders war als die Gräfin selbst.

An einem Abend nämlich, als ich von meinem gewöhnlichen Spaziergang heimkehrend, eben unter den Fenstern der Gräfin vorüberging, vernahm ich abermals die sanften, klagenden Töne, die mich schon so oft in besonderer Weise angezogen und bewegt. Unwillkührlich blickte ich hinauf, von wo die Klänge herzukommen schienen, und auf dem kleinen, überdachten Balkon, der mir vom ersten Abende her erinnerlich, gewahrte ich die Gräfin Wildberg. Sie hatte die Geige gegen die Schulter gestemmt und führte mit zarter, sicherer Hand den Bogen. Ihr Spiel war ohne künstlerische Meisterschaft, die Melodie nur einfach, beinah kindlich; aber so rührend, so schmerzbeseelt und mit so wunderbar innigem Ausdruck wiedergegeben, daß ich ergriffen stehen blieb, andächtig zu lauschen wie auf ein Kirchenlied. Zweimal hintereinander spielte

die Gräfin ein und dasselbe, ohne abzusetzen, leiser und immer leiser werdend; allmählig verklangen die Töne noch vor dem Schlußaccord, zart und körperlos wie ein Hauch. Flüsternd hört ich sie nun ein Paar Worte reden, wobei sie sich herabbeugte, als spräche sie zu Jemand, der am Boden sitze, zu einem Kinde, das nur ihre Kniee erreichte. Da der Balkon eigentlich in das Haus hineingebaut, verbarg mir die massive Brüstung seinen unteren Theil, und ich sah nur die Büste der Gräfin oberhalb des Geländers. Was sie sprach, konnte ich nicht verstehen, nur ihre Lippen sah ich sich bewegen; dann hörte ich eine Stimme antworten, die ich zu kennen glaubte, obgleich ich mich nicht gleich besann, wo ich sie gehört. Sobald sich diese Stimme vernehmen ließ, die mir übrigens hart und scharf erschien, ergriff die Gräfin ihre Geige wieder, und ihr Spiel begann auf's Neue. Da sie dabei die Stellung geändert und mir nun mehr zugewendet war, entfernte ich mich, um nicht von ihr erblickt und für einen

unbescheidenen Lauscher gehalten zu werden. Die sanften Töne folgten mir vom Abendwind getragen; auch als sie dem Ohre verklungen, wiederhallten sie noch in meiner Brust. Sie hatten mich wunderbar bewegt.

Nie hätte ich der düsteren Gräfin, die mir so schroff und finster begegnet, so weiche, hinschmelzende Empfindungen zugetraut, wie ihr Spiel sie verrieth. Ich fand sie Blüthen auf dürrem Ast vergleichbar. Sie lehrten mich den Zauber, den diese alte Frau auf mich ausübte, ohne mich durch Liebenswürdigkeit zu bestechen, sie lehrten mich denselben aus einem tief verschlossenen, reichen Innenleben erklären, das mit heimlicher Gluth zuweilen die starre Eisrinde ihres äußeren Wesens durchscheinend, den Beschauer lockte und hinzog wie jener Abendglockenklang aus versunkener Stadt im Meere, von dem uns ein altes Mährchen erzählt.

So fühlt ich mich durch einen Reiz mehr zu meiner seltsamen Wirthin hingezogen. Unser Ver-

ständniß aber ward trotzdem nicht gefördert; zwar saß ich ihr täglich gegenüber, täglich einige Worte mit ihr wechselnd, doch blieb sie mir im Ganzen ein Räthsel, auf dessen Lösung ich vergeblich rieth.

„Wie weit sind Sie mit Ihren Bildern?“ fragte mich eines Abends beim Thee die Gräfin, nachdem sie mich wieder lange und ernst angeblickt.

Ich berichtete ihr über meine Arbeiten.

„Haben Sie alle Originale, die Ihnen fehlten, bei mir gefunden?“ — fragte sie weiter.

„Bis auf ein Einziges, gnädige Gräfin, ja!“

„Und dieses Eine?“

„Ist ein Christoph von Wildberg, der im fünfzehnten Jahrhundert gelebt.“

„Der Deutschherr? Aber gerade von diesem,“ fuhr sie fort, „muß ein vortreffliches Portrait im Schlosse sein.“

Ich bemerkte, daß ich es weder in der Gallerie noch in den Zimmern gefunden. Die Gräfin sah

sich nach Benjamin um, der mit dei Serviette in der Hand hinter ihr stand.

„Warum hast Du Herrn Schilden das Bild nicht gezeigt? Du mußt es doch kennen — im Ordenskleid," erläuterte sie.

Benjamin neigte sich ein wenig verlegen zu seiner Herrin und entgegnete leise:

„Ich weiß wohl, welches Bild der Herr meint, aber es hängt auf dem Museum, gnädige Gräfin!"

„Was thut das?" warf sie hin.

„Das Bild ist in die Wand eingelassen, Frau Gräfin," fuhr der Alte zögernd fort, „herunternehmen kann ich's nicht, und den Herrn hinauf führen — ich wußte nicht —"

Der Gräfin dunkele Braunen zogen sich noch düsterer zusammen als Benjamin stockend innehielt; sie schien nachzusinnen, dann wandte sie sich gegen den Diener: „Führe nur Herrn Schilden auf's Museum," entschied sie kurz.

Benjamin verneigte sich stumm vor dem Be-

fehle der Gebieterin, und am nächsten Morgen führte er mich wirklich auf das sogenannte Museum.

Wie am ersten Tage stiegen wir wieder die breite Treppe hinauf; wieder traten wir in das Zimmer, wo die neuen Bilder hingen. Die schönen Mädchengesichter lächelten mich freundlich an, wie einst vor Jahren ihr reizendes Ebenbild Alexandra Lonska. Aber ohne bei ihnen zu verweilen, folgte ich Benjamin in das daranstoßende Gemach, das einem kleinen, abgeschlossenen Flure ähnlich. Dann endlich öffnete der Alte noch eine große Flügelthür, und ich übersah einen Raum, dessen seltsamer Aufputz mich überraschte, ja fast erschreckte.

Es war ein großer, weiter Saal, mit hohen lichten Fenstern; von der Decke hingen dürre, buntbebänderte Erndtekränze wie Kronenleuchter herab. Sechs große Oelgemälde waren in das Täfelwerk der Wände eingelassen; einige niedrige Polster in den tiefen Fensternischen machten die ganze Einrichtung aus. Dagegen sah ich — und das war

das Unheimliche der Sache — durch den ganzen Saal in wohlgeordneten Reihen eine zahllose Menge ausgestopfter Thiere aufgestellt. Als Raritäten-Cabinet konnte die Sammlung nicht gelten, denn sie enthielt nur Hunde, Pferde, Katzen, Krähen, Kanninchen, kurz lauter Thiere gemeiner Art, die man täglich in nächster Nähe lebendig zu beobachten Gelegenheit findet. Darin lag etwas höchst Widriges, vor dem mir graute, so daß ich zögernd auf der Schwelle stehen blieb.

Niemals habe ich eine Vorliebe für zoologische Museen empfunden; dies, dem Tode abgetrumpfte Dasein erschien mir stets häßlich, nur vom Standpunkt der Wissenschaft gesehen, annehmbar; ich, der Laie, fand die todten, mit Gift aufgefüllten Körper, an denen stiere Glasaugen glänzten, stets im höchsten Grade unangenehm, und nie konnte ich mich entschließen, solchen Balg zu berühren, nie ohne einen kleinen inneren Schauer mich ihm zu nahen. Nur ganz besonders interessante Fälle hal-

fen mir über die Antipathie hinweg. Hier aber, wo nichts Ungewöhnliches mich für das Widrige der Sache entschädigte, erschien mir die Starrheit der noch dazu sehr plump und steif hingestellten Cadaver, der ekle Mottengeruch, der sich selbst in dem großen freien Raume unangenehm fühlbar machte, — wahrhaft gräßlich. Ich überschritt zwar endlich die Schwelle, doch mochte ich mich drinnen, scheu und unlustig, kaum vom Platze bewegen.

Benjamin, der mich einige Momente still beobachtet hatte, sagte endlich:

„Ja, ja Herr Schilden, es ist nicht besonders hübsch hier oben; ich hätte Sie auch nie im Leben heraufgeführt, wenn die Frau Gräfin nicht ausdrücklich so befohlen."

„Aber liebster, bester Benjamin, was bedeutet denn eigentlich diese ganze schauerliche Gesellschaft?" — fragt ich, mich dabei, so weit als möglich von den garstigen Thieren entfernt, in einer Fensternische niedersetzend.

„Ja sehen Sie, Herr Schilden, erzählte nun der Alte, „das war so eine Liebhaberei von unsrem seligen Herrn Grafen. Er hatte das liebe Vieh so gern, fast war er ihm mehr zugethan als den Menschen, die ihm nahe standen. Denken Sie nicht, daß ich ihm übel nachreden will, Herr Schilden, da sei Gott vor! — aber er war nun einmal so. Es ist viel Ungemach über unser Haus gekommen, wir haben oft schwarze Kleider tragen müssen, denn der Tod hat hier arg gewirthschaftet. Das Alles ist ziemlich glatt an dem seligen Herrn vorüber gegangen und hat ihn kaum gerührt. Aber wenn's einmal einem seiner Hunde und Pferde, oder einer Leibkatze an den Kragen ging und solche Bestie an's Krepiren kam, ja da war Holland in Nöthen! — dann brachte der Herr Graf das ganze Haus in Bewegung, Herr Gott, war das oft ein Alarm! — Was hinüber war von den Geschöpfen, das ließ er ausstopfen, denn er vermochte nicht, sich von seinen Lieblingen zu trennen. Hier oben hat er

sich denn die ganze saubre Sippschaft konservirt. Wie oft ist er nicht unter dem todten Vieh lustwandelt, hat sie gestreichelt und bei Namen genannt, als ob sie noch lebten. Ja, mit den Jahren steigerte sich das, am Ende hatte er die Ausgestopften lieber als die Lebendigen. Ich übertreibe nicht, Herr Schilden! — Aber nicht wahr, es ist kurios, auf was für schnurrige Passionen ein Mensch nicht kommen kann?" —

Ich hatte dem Alten ausreden lassen in der Hoffnung, auch außer dem Komentar zu diesem unheimlichen Cabinet noch Einiges über die Familie und das Haus zu hören, dem ich ein immer lebhafteres Interesse nicht versagen konnte.

„Ihr seid wohl schon sehr lange im Hause, Benjamin?" fragt' ich, ihn zum weiteren Reden ermunternd.

„Schon an die vierzig Jahre, Herr Schilden! Ei, was denken Sie," setzte er mit einem gewissen Stolz hinzu, „ich bin schon länger hier, als die Frau Gräfin selber."

„So?“ — rief ich angeregt durch die Erwähnung der mir so interessanten Frau. „Nun, da habt Ihr wohl als flinker junger Bursche tüchtig mitgetanzt, als der Herr Graf Hochzeit hielt?“

Der Alte lächelte mit besonderem Ausdruck.

„Na, was die Hochzeit betrifft, Herr Schilden, das war nicht eben weit her. Kein Mensch hat etwas davon gemerkt; eines Abends kam der gnädige Herr Graf mit der Frau Gemahlin angefahren — und da waren sie; großen Jubel hat das weiter nicht gegeben.“

„Ja freilich,“ spürt ich vorsichtig weiter, „das Fest war wohl im Hause der Braut; aber Ihr war't unterrichtet und habt am rechten Tag zur rechten Stunde herzhaft getrunken auf das Wohl der hohen Neuvermählten.“

„I Gott bewahre!“ — fuhr der Alte geheimnißvoll schmunzelnd fort; „kein Mensch hat's gewußt! Nicht einmal die nächsten Verwandten! Nachher hat's böses Blut genug gesetzt, und die

junge Frau ist schief genug angesehen worden. — Aber mein Gott — was schwatz ich denn da!" — rief er sich plötzlich unterbrechend, als habe ihn die eigne Redseligkeit erschreckt.

„Seid außer Sorge, lieber Benjamin," beruhigt' ich ihn, „ich mache davon keinen Gebrauch und frage nur eben so, weil es mich interessirt von der Frau Gräfin zu hören, an der ich aufrichtigen Antheil nehme."

Der alte Mann sah mich eine Weile prüfend an. „Die Frau Gräfin'" fuhr er dann fort, „muß Ihnen wohl auch ein ganz besonderes Zutrauen schenken, sonst hätte ich Sie nimmer hier heraufführen dürfen. Sie sieht es gar nicht gern, wenn Fremde diesen Saal besuchen."

„Und warum nicht?" fragt' ich gespannt.

„Es hat so seine guten Gründe!" entgegnete der Alte trocken. Dann legte sein Gesicht sich wieder in die alten steifen Falten uud ich merkte wohl, daß er jetzt nicht gesonnen sei, mir fernere Mittheilungen

zu machen. Er war an ein anderes Fenster getreten, rückte die Vorhänge zurecht, stellte die Riegel an den Scheiben gerade und fing Fliegen fort; kurz es schien, als suche er sich durch allerlei Geschäfte, die ihm als Hauswart oblagen, die Versuchung einer weiteren Unterhaltung abzuschneiden. Und da ich nicht wie ein neugieriger Späher sein Vertrauen erpressen mochte, war unser Gespräch vorläufig beendet. Der häßlichen Thiere im Saal so wenig als möglich achtend, sah ich mich nach dem Bild des Deutschherrn um, das ich rasch unter den anderen Wildbergs herausfand und so begann ich, nach dem wirklich vortrefflichen Original ohne Weiteres eine Zeichnung in mein Skizzenbuch zu entwerfen. Benjamin ging in dem Saal und in den beiden sich rechts und links anschließenden Gemächern auf und ab, wo er sich dies und jenes zu thun machte. Es war sichtlich, daß er mich nicht allein lassen wollte, obgleich ich

ihn versicherte, ich würde wohl mehrere Stunden hier zu thun haben.

Bald war ich ganz in die Arbeit vertieft. Mein Blick wanderte prüfend zwischen dem Bild und meiner Zeichnung auf und ab; nur mechanisch hörte ich noch, daß Benjamin sich entfernte und daß er nach einer Weile sehr leise auftretend wieder in den Saal kam. Wenigstens vermuthete ich, daß er es sei. Ich zeichnete sehr emsig.

„Husch, husch, mein Kätzchen!" flüsterte da unerwartet eine seltsame Stimme dicht neben mir und mit unbeschreiblichem Ekel fühlte ich plötzlich das todte Fell eines Thieres an meine Wange; über meine Schulter herab glitt ein ausgestopfter Balg mir in den Schooß. Entsetzt sprang ich auf; ich ließ mein Buch zu Boden fallen, ihm nach polterte der todte Körper. Ein grelles gräuliches Gelächter antwortete dem Angstschrei, der sich unwillkürlich meiner Brust entrang und mich umwendend gewahrte ich dicht neben mir denselben unheimlichen

Menschen im grünen Schlafrock, der mir schon einmal in diesen oberen Räumen begegnet. Wie damals die Katze, so trug er heut allerlei kleine, ausgestopfte Geschöpfe im Arm, von denen er mir so eben eins liebkosend an die Backe gelegt.

Jetzt erst stürzte Benjamin herein, der in einem entfernteren Gemach das irre Lachen und meinen Schrei vernommen.

„Dacht ich's mir doch!“ rief der Alte erbleichend, als er mich dem Unglücklichen gegenüber sah, der grinsend versuchte, mir ein neues Unthier aufzudrängen.

„Lassen Sie das sein, Moritz,“ herrschte Benjamin ihn an, „lassen Sie den Herrn in Ruhe, fort mit den Bestien!“

Aber nur gräßlicher grinste und lachte Jener, höhnend hub er ein Thier auf, dessen Fell schon in Lumpen hing und warf damit nach dem Alten; dieser, sich zur Wehr setzend, griff nach dem nächsten Polster; da sprang Moritz wie besessen hoch auf

und jagte kreischend den Saal auf und ab, der Alte hinter ihm her. Wild rüttelte der Irre hier und da an den morschen, wackligen Gestellen, mehr als eins krachte zusammen; dumpf fiel der plumpe Balg zu Boden und trieb eine graue Staubwolke empor.

„Hei lustig, hübsch lustig!" rief Moritz dabei in rasender Lust; die langen Schöße seines Rockes flogen hinter ihm drein, seine Wangen glüthen. Jetzt, mit einem tollen Satze, schwang er sich auf den alten hohen Rappen, der, noch leidlich fest, mitten im Saale stand. Die gelben mageren Finger des Unglücklichen krallten sich fest in die todte Mähne des Thieres, die stückweis in seinen Händen blieb. Benjamin, der bis jetzt vergeblich versucht, ihn zu fassen und zu bändigen, trat fast athemlos an ihn heran.

„Moritz," begütigte er nun, „Moritz sein Sie doch ruhig, — ruhig!" —

Aber, als stachele des Alten Warnung die los-

gelassenen Geister des Irren noch toller an, antwortete nur ein schriller, thierischer Laut den Bitten Benjamin's; und hoch oben auf seinem todten Rosse begann der schauerliche Reiter zu zappeln und zu springen, daß der Rappe endlich schwankend mit ihm über den Alten hinweg, zusammenzustürzen drohte.

„Moritz," schrie jetzt Benjamin, sich mit allen Kräften gegen das Pferd stemmend, „Moritz, wenn Sie nicht auf der Stelle ruhig werden, rufe ich Alexandra! hören Sie wohl, Alexandra!" — setzte er, den Namen stark betonend, noch einmal hinzu.

Und, als bändige ein Zauberwort des wahnsinnigen Moritz rasende Laune, hielt er plötzlich inne; seine krampfhafte Lustigkeit stockte, wie versteinert stierte er in's Weite; schlaff sanken seine Arme am Körper herab; die wilden Laute erstarben auf seinen Lippen, er verfärbte sich. Eine tiefe, tiefe Stille ging durch den Saal.

Wie wir nun so in ängstlicher Spannung harrten, wohin der Unglückliche sich jetzt wenden würde, da

klang mit einem Mal ganz leise, zart, aber erlösend, wie die Stimme eines Engels, der Gräfin Geigenspiel zu uns herauf. Die Entfernung dämpfte den Ton, doch blieb die Melodie vernehmbar, die eine sanften klagenden Bitte gleich, weich und rührend bis hierher drang, wo eben erst der wüste Lärm eines wahren Hexensabbath's ausgetobt.

Auf Moritz schienen die Töne mit eigener Kraft zu wirken. Er horchte. Der blitzende Wahnsinn in seinen Augen erlosch. Langsam stieg er endlich vom Pferd, gesenkten Hauptes verließ er den Saal; der weite grüne Schlafrock schleppte hinter ihn drein, ich hörte seine Schuhe noch durch zwei Zimmer schlurren, dann klappte eine Thüre zu und der ganze gespenstische Auftritt war beendet.

Benjamin saß erschöpft in einer Ecke und wischte den Schweiß von seiner Stirn.

„Um Gottes Willen, Alter," rief ich, noch ganz erstarrt von dem unheimlichen Eindruck, der

mir eben geworden, „um Gottes Willen, wer ist der Mensch"? —

„Das" — seufzte Benjamin schmerzlich, mit einem langen, kummervollen Blick auf mich, „das ist der Erbe von Wildbergshofen; — von der Gräfin blühenden Kindern das einzige, das am Leben geblieben."

Ich war an's Fenster getreten und hatte es geöffnet; durch den Saal wirbelte dunstig der aufgewühlte Staub; mich verlangte nach reiner, frischer Luft. Benjamin's letzte Mittheilung mußte mich auf's neue erschüttern. Recht contrastirend mit meiner eigenen Stimmung, lag draußen hell im Mittagsschein die stille, grüne Landschaft. Wir mußten uns grade über dem Zimmer der Gräfin befinden, denn dies war just dieselbe Aussicht, wie von ihrem Balkon: fern die Berge, dann der See, die Wiesen, und im Vordergrund die herrliche Weidengruppe, deren silberscheinende Krone sich sanft im Winde wiegte. Dieselben Bäume hatten damals

rauschend meine Worte begleitet, als ich der Gräfin von Alexandrine Lonska erzählte. Wie mischte sich auch hier eine Alexandra unter die wirren Begriffe des Wahnsinnigen, der uns eben verlassen? —

Unterdessen hatte Benjamin sich mir genähert. Seinem beklommnen Herzen schien ein Aussprechen Bedürfniß und er begann, in die friedliche Gegend hinausdeutend:

„Nicht wahr, Herr Schilden, was kann es helfen, daß da draußen alles so freundlich und hübsch ist, wo doch im Hause selbst so schweres Unglück wohnt? — Ja schweres, schweres Unglück — das weiß Gott!" —

Er setzte sich mir gegenüber und sah eine Weile still hinaus.

„Sehn Sie die Weiden dort," begann er dann wieder, „die so eng zusammenstehen? — Das ist es, Herr Schilden, daran hängt es! ehe der alte Schwur nicht erfüllt ist, kehrt kein Glück ein in Schloß Wildbergshofen! — Aber Sie müssen nicht

denken, daß es immer hier so öde war" — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so zu Tode verstummt! O nein, auch wir haben unsere guten Tage gehabt. Da spielten schöne, lustige Kinder im Garten, helle Stimmen klangen durch das Haus. Lothar, Ella, Gabriele — Alle, Alle sind sie dahin!" —

„Hieß nicht eine von der Gräfin Töchtern Alexandra?" fragt ich, nach dem Zusammenhange forschend, der gerade diesen Namen hierher ge bracht.

„Nein," entgegnete der Alte, den meine Frage übrigens nicht zu befremden schien; „Ella und Gabriele hießen sie und Lothar — wir haben sie Alle in die Erde senken müssen. Keiner von ihnen hat das zwanzigste Jahr erreicht, und" — setzte der Alte geheimnißvoll hinzu, „keiner ist recht natürlichen Todes gestorben, das Schicksal hat sie alle auf besondere, schreckliche Weise hinweggerafft." —

„Benjamin," rief ich entsetzt, „was erzählt Ihr

mir da? Ist das möglich? So großes Unglück! Und die Gräfin — hat sie denn so viel Jammer überleben können?" —

„Ach — die Gräfin!" — warf der Alte hin und ich sah ein Lächeln um seine Lippen spielen, das mir beinah wie Verachtung aussah. Doch als habe er sich nur einen Augenblick in solcher Regung gehen lassen, und als wolle er dies Vergessen seiner selbst schnell wieder gut machen — stand er plötzlich auf.

„Das sind vergangene Geschichten, alte Wunden," sagte er gemessen, wie es gewöhnlich seine Art; „man thut am Besten, nicht wieder daran zu rühren!" —

Damit schloß er das Fenster.

„Die Glocke ruft zum Mittagstisch, Herr Schilden, wär's Ihnen recht, für heut die Arbeit einzustellen?" — bemerkte er auf meine Zeichenmappe deutend. Ich erwiederte, daß ich bereits das Nöthige entnommen, denn in der That gelüstete mich wenig

danach, noch einmal in diesen unbehaglichen Raum zurückzukehren. So rafft ich denn mein Malerzeug zusammen und verließ, von Benjamin geleitet, das wunderliche Museum, in dem ich Seltsames gesehen und erfahren.

Es schien, als hätten die Erlebnisse jenes Vormittags meine Neugierde nur reizen wollen, um sie nachher doppelt unbefriedigt zu lassen. Wochen vergingen abermals, und nichts geschah, mir die Geheimnisse, die hier walten mochten, aufzuklären. Stumm saß die Gräfin mir jeden Abend gegenüber. Außer dem dunkelglühenden Blicken voll schmerzlicher Tiefe rührte sich nichts in ihrer steinernen Physiognomie. Benjamin hatte wieder ganz sein altes lautloses, zurückhaltendes Wesen angenommen, und mir blieb endlich nichts übrig, als mich ganz und gar in meine Arbeit zu versenken, die dadurch allerdings um ein Beträchtliches gefördert wurde. Vier Bilder standen bereits vollendet; an dem fünf-

ten fehlten nur noch ein Paar Lazuren und Retouchen; waren diese gemacht, so stand meiner Abreise von Wildbergshofen nichts mehr im Wege. Ich gestehe, dieser letzte Umstand war mir nicht unerwünscht. Der Sommer neigte sich zu Ende, die Abende wurden schon länger und dadurch auch die Einsamkeit und Oede dieses Aufenthaltes doppelt fühlbar. Aus dem Verkehr mit der Gräfin Anregung und Genuß zu schöpfen, wie ich anfangs gehofft, daran dachte ich längst nicht mehr. Und so zählte ich denn schon heimlich die Tage bis zu meiner Abreise.

Da sollte sich's unerwartet dennoch anders wenden.

Ich saß eines Tages um die Dämmerstunde recht einsam in meiner Sophaecke und rauchte. Ein unermüdlicher Herbstregen schlug gegen die Fensterscheiben und nicht ohne Bangen dacht ich an den langen, langen Abend, der in dieser Abgeschlossenheit wenig Reize bot.

Da pochte es bescheiden an meine Thür und Benjamin trat in gewohnter Weise sacht herein, mir eine Empfehlung der Frau Gräfin auszurichten, der sich die Bitte anschloß, ihr heute Abend ein wenig Gesellschaft zu leisten, wenn meine Zeit es erlaube. Zuerst erstaunte mich diese Aufforderung, die unter den hiesigen Verhältnissen etwas Unerhörtes war, dergestalt, daß ich gar nicht antwortete. Erst als Benjamin seinen Auftrag wiederholte, meinend, ich habe ihn gar nicht vernommen, sagte ich dankend zu, und als der Abend ganz hereingebrochen, begab ich mich nach dem Gemach der Gräfin.

Auf dem Tisch brannte eine niedrige Lampe, ihre Helle nur der nächsten Umgebung spendend; weiter hin im Zimmer herrschte unbestimmte Dämmerung. Wie einen Schatten sah ich darin die Gräfin langsam auf- und abwandeln, mit verschränkten Armen, das Haupt zu Boden gesenkt. Sie bemerkte mich nicht gleich, denn da die Thür

nach dem Vorzimmer offen gestanden, war ich geräuschlos eingetreten. Der weiche Teppich am Boden dämpfte auch ihre Schritte und ich hörte nur ihr weites seidenes Gewand leise über den Boden rauschen; den schwarzen Schleier um das Haupt geknüpft, erinnerte sie mehr an die Ahnenfrauen alter Tage, als an eine Dame unserer modernen Zeit.

Als sie endlich aufblickend meiner Gegenwart gewahr wurde, streckte sie mir grüßend die Hand entgegen. Zum ersten Mal sah ich ein freundliches Lächeln flüchtig ihr Angesicht erleuchten, und da war etwas um sie, das mir unendlich bekannt erschien, obgleich es mir bei ihr noch nie begegnet war.

„Ich danke, daß Sie so freundlich waren zu kommen," sagte sie dann wieder kurz, indem sie mir einen Sessel anwies und sich selber niederließ.

„Benjamin sagt mir, daß Sie uns bald verlassen werden."

„Ich denke Ende der Woche fertig zu werden,"

erläuterte ich; „es würde mir unbescheiden erscheinen, Ihre Gastfreundschaft noch länger zu mißbrauchen, gnädigste Gräfin."

„Natürlich, natürlich," rief sie etwas zerstreut, „Sie gehen, so bald Sie fertig sind. Was sollte Sie auch ferner hier halten, es ist so freudlos in Wildbergshofen."

Sie hielt einen Augenblick inne und sah vor sich nieder; langsamer fuhr sie dann fort:

„Auch haben Sie neulich durch meinen kranken Sohn einen so peinlichen Eindruck empfangen, daß sich dem Freudlosen noch das Unbehagliche beigesellen muß. Benjamin hat mir auch das erzählt."

„O, gnädigste Gräfin" — wollte ich ausgleichend einwenden, aber ohne auf meinen Redeansatz zu achten, fragte sie plötzlich, indem sie den Blick aufhob und ihn klar und scharf auf mich richtete:

„Haben Sie nie erfahren, wie der Mann hieß, der den Baron Velden einst auf den Ball zu Ihren Eltern begleitete?"

Es war nichts Seltenes an dieser wunderbaren Frau, daß sie im Gespräch scheinbar unzusammenhängende Dinge durcheinander warf. Ich legte ihr das weder als Zerstreuung noch als Oberflächlichkeit aus; vielmehr erkannte ich darin nur die Thätigkeit ihres Geistes, der stets nach innen gekehrt Zusammenhänge schuf und Gedanken aneinander reihte, die dem Hörer abgerissen erschienen, weil nicht die Mittelglieder, sondern nur Ausgang und Ende laut wurde. Diesmal jedoch, ich gestehe es, war die Gräfin sogar mir überraschend. Ich hatte gedacht, meine ganze Geschichte sei längst von ihr vergessen, und nun mit einem Male, nach zwei Monaten, fragte sie mitten heraus, als habe ich eben erst im Erzählen inne gehalten. Verwundert blickte ich sie an.

Und wie ich länger und länger in dies Antlitz schaute, wie ihre Augen, die die meinigen nicht mieden, mich da gleichsam noch näher zu sich zogen — wie in einem halb gütigen, halb weh-

müthigen Lächeln sich die ganze Starrheit ihrer Züge löste — da war es, als winkte es zu mir herüber aus alter, alter Zeit; der längst verklungene Zauber meiner Kinderjahre kam wieder über mich mit ungeschwächter Kraft, und wie aus unfaßlichen Träumen nach Wirklichkeit ringend, rief ich bewegt und schauernd: „Alexandra!?" —

Sie erwiederte nichts, sie lächelte nur schmerzlich; sanft legte sich ihre Hand auf meine.

„Ja wir sind alte Bekannte, Herr Schilden," sagte sie weich; „Fritz Schilden, kleiner Fritz, den ich so oft auf meinen Armen getragen, mit dem ich so oft gelacht und gescherzt — — konntest du denn das Alles vergessen, Kind?"

Leise strich sie über meine Stirn und Haare, als sei ich noch der Knabe, den sie zu liebkosen pflegte.

„Aber es war wohl schwer mich zu erkennen," fuhr sie dann fort; „ich bin nicht mehr wie damals, Fritz, als Du mir die ersten Schneeglöckchen aus

dem kleinen Garten Deiner Eltern brachtest; das liegt nun Alles so weit, so weit von hier. Du bist ein Mann, ich eine alte Frau geworden, und wir finden uns wieder, wo wir es Beide nie gedacht. Der Menschen Schicksale gehn wie die Schiffe über das Meer; eins fährt mit weißem fröhlichen Segel aus, und nach Jahren liegt an fremder Küste zerschellt ein müdes Wrack, das Keiner mehr kennt!"

Wie jetzt das Lampenlicht breit und hell über ihr bleiches Antlitz fiel, in das der Schmerz so tiefe Furchen eingegraben; wie sie so da saß, das müde Haupt auf ihre alternde Hand gestützt, da konnt' mich ir's kaum denken — war das denn wirklich die einst so klare Stirn der Alexandra — der lieblichen Elfe, die blumenbekränzt und lächelnd zum Balle fuhr? — Das Leben muß ein wunderbar geschickter Meister sein, wenn es aus jenem leichtsinnig anmuthigen Geschöpf die ernste Frau hier bilden konnte. —

„Alexandra," rief ich jetzt, ihre Hand mit meinen beiden fassend, um sie dem düstern Sinnen zu entreißen, in das sie still zu versinken schien, „Alexandra, wie hat das alles nur so kommen können?"

„Du hast recht, Fritz," entgegnete sie, sich ruhig aufrichtend, „Du hast recht mich zu erinnern, daß ich Dir eine Erklärung schuldig bin; Alles sollst Du erfahren! Bist Du doch der einzige Mensch auf Erden, der meine Vergangenheit kennt; der sich noch erinnern kann, daß auch ich einst jung war und daß mich Menschen geliebt. — Sieh', längst hätte ich Dir mein Herz erschlossen, mich verlangte danach, seit den ersten Abend, wo ich Dich hier erkennen mußte. Aber ich konnte nicht; — in meinem Kummer bin ich gleichsam erstarrt; ich habe das erlösende Wort verlernt, das der Menschen Theilnahme erweckt, in der ich vielleicht Trost und Beruhigung fände. Selbst gegen Dich, Kind, geht es mich hart an, den Schleier abzuheben von meinem wunden Herzen. Da ich aber wohl annehmen

darf, daß wir einander nicht noch einmal begegnen werden im Leben, so sollst Du jetzt erfahren, was aus jener Alexandrine Lonska geworden ist, deren Bild Dein Gedächtniß so treulich festgehalten. Komm, Fritz, und lasse Dir erzählen!" —

Ich zog meinen Sessel näher zu ihr heran; sie rückte die Lampe so, daß ein düstrer Schatten über ihr Antlitz fiel, dann lehnte sie nach gewohnter Weise ihre Stirn in die Hand und begann eine Erzählung, der ich in höchster Spannung folgte.

„Während Deine Mutter," — so berichtete die Gräfin, — „auf jenem Feste beim Baron Velden ahnungslos tanzte, ward ich unten in der kleinen Schloßkapelle, unter Beisein des Barons und eines vertrauten Dieners, dem Grafen Volkmar Wildberg angetraut. Weiß Gott, ich sprach das Ja so gedankenlos, als gälte es eine Aufforderung zum Tanz. Oben im Ballsaal jauchzten die Walzerklänge, die Tritte der Tanzenden rauschten über uns hin, während wir die Ringe wechselten. Es war keine

sehr andächtige Feierlichkeit. Als sie vollzogen, küßte mir der Baron die Hand und nannte mich glückwünschend bei meinem neuen Namen, der mir unendlich wohl gefiel. Volkmar legte warme Pelze um meine Schultern und hob mich in die Kutsche, die unser am Gartenthor harrte. In dem tiefen Schnee hörte man ihre Räder kaum rollen. Ich blickte noch einmal hinauf, wo die hellen Fenster strahlten und die Gestalten der Tänzer wie fliegende Schatten über das Licht glitten.

„Es ist doch schade, Volkmar, daß wir den Ball versäumen!" — waren die ersten Worte, die ich an meinen Gemahl richtete.

Er küßte zärtlich meine Hände und Arme und war beglückt, wenn ein vorübergleitender Lichtschein ihm mein Antlitz zeigte. — Wir fuhren immer zu, den ganzen nächsten Tag hindurch und erreichten dann erst spät in der darauf folgenden Nacht Schloß Wildbergshofen, das ich erwartungsvoll und stolz als seine Herrin begrüßte.

Wie Du weißt, hatte ich den Grafen Wildberg auf jenem kleinen Feste bei Deinen Eltern zum ersten Mal gesehen. Da er damals längere Zeit beim Baron Velden verweilte, fanden wir häufig Gelegenheit einander wieder zu begegnen. Meine Erscheinung und mein Wesen fesselten ihn, schon weil er alle anderen Männer mir huldigen sah. Selbstständig aus sich heraus zu urtheilen, war Volkmar's Sache nicht. Was die Natur äußerlich an ihn verschwendet — er war vornehm, sehr reich und auffallend schön — das sparte sie ihm an Geist und Seele wieder ab. Gutmüthig, bis zur unmännlichen Schwachheit, nicht ohne Regung von Gefühl, aber ganz unfähig, sich von diesen Empfindungen Rechenschaft zu geben und sie selber zu vertreten, gehörte er zu den seelisch Beschränkten, die ihres Herzens Armuth nur nothdürftig mit einem Anstrich äußerer Bildung zu verbergen wissen. Obgleich nach öfterem Sehen Volkmar's Neigung zu mir wuchs und er meinen Besitz heiß zu ersehnen

begann; obgleich er auch inne werden mußte, daß ich ihm Manches entgegenkommend erleichterte, war in ihm die Furcht vor der Unzufriedenheit seiner Verwandten — von denen er zwar ganz unabhängig — doch so groß, daß er keinen Schritt zu thun wagte, der unserem Verhältniß eine angemessene Form gegeben. Daß das alte, stolze Geschlecht der Wildberg's zur Gattin seines Stammherrn eine Fremde von dunkler Herkunft, aus den zweiten Kreisen der Gesellschaft, die sich nur ihres hübschen Gesichtes und eines unternehmenden Geistes rühmen konnte, nicht gerade willkommen heißen würde, war eine Voraussetzung, in der sich Volkmar allerdings nicht täuschte. In mir aber war es nun einmal wie ein kecker, lustiger Traum aufgestiegen, daß ich Gräfin Wildberg werden wollte. Und alle Hindernisse, die sich mir natürlich in den Weg legen mußten, reizten mich beinah eben so sehr, wie die glänzende Stellung, die Volkmar seiner Frau zu bieten hatte; denn meine Sinne verlangten nicht

nur nach Genuß, nach Glanz und Herrlichkeit; es lag auch in mir, mich daran zu freuen, daß ich Alles erreichte, was Anderen unmöglich erschien und daß ich mir Menschen und Verhältnisse in einer Weise dienstbar machte, die Caroline, — Deine gute Mutter, — oft scherzend Zauberei und Elfenspiel nannte. Unvermuthet fand ich für meine heimlichen Plane einen mächtigen Bundesgenossen, da wo ich ihn am wenigsten gesucht. Der Baron Velden selber bot die Hand, mich, trotz des Wildberg'schen Familienstolzes und trotz Volkmar's Unthätigkeit in seinen eigenen Angelegenheiten, an mein Ziel zu führen. Es trieben ihn dazu besondere Gründe. Vor nicht all zu langer Zeit hatte sich der Baron um eine junge Dame beworben, die ihn in ziemlich demüthigender Weise ausschlug, weil sie sich Hoffnungen auf Wildberg machte, der reicher war als Velden und einen Titel mehr besaß. Nun gereichte es der gekränkten Eigenliebe des eitlen Weltmanns zur schadenfrohen Genugthuung, die

Rechnungen jener Dame zu durchkreuzen, indem er sie baldmöglichst mit der Neuigkeit überraschte, daß der Erbe von Wildbergshofen eine anderweitige Verbindung eingegangen sei. Augenblicklich bot sich hierzu grade keine geeignete Persönlichkeit. Velden aber war scharfblickend genug, meine Wünsche auf Volkmar bald zu durchschauen. Da sie in seinen Kram hineinpaßten, es ihm auch außerdem sehr gleichgültig war, was die Wildberg's zu dieser Heirath sagen würden, so machte er seinen Einfluß auf Volkmar zu meinen Gunsten geltend, und fester und immer fester zogen sich die Fäden zusammen, die den Grafen endlich unauflöslich an mich binden mußten. Von Velden unterstützt, bat Volkmar mich in aller Form um meine Hand; heimlich erhielt er mein Jawort; für das Weitere versprach der Baron zu sorgen, der anfing, an unseren Roman eine tolle, übermüthige Freude zu finden.

Für eine öffentliche Verlobung stimmten wir Alle nicht; wir hätten damit den Wildberg's offene

Fehde erklärt, ohne ihnen zu gleicher Zeit die Waffen aus den Händen zu nehmen; denn diese Verlobung rückgängig zu machen, würden sie unzweifelhaft versucht, und bei Volkmar's Unselbstständigkeit vielleicht auch erreicht haben. Eine heimliche Heirath dagegen beseitigte von vorn herein jeden Einspruch; sie schien uns das einfachste und sicherste Auskunftsmittel. Alles ward behutsam eingeleitet. Du weißt, wie Velden sein glänzendes Fest vorbereitete, wie er Deine Mutter zu entfernen wußte. Deinen unschuldigen Händen, Fritz, war unterdeß das Geheimniß anvertraut, das die arme Caroline bei ihrer Rückkehr überraschen sollte. Während oben im Wirbeln und Drehen eines lustigen Walzers Niemand den Wirth vermißte, wohnte er als Zeuge unserer Trauung bei, die sein Gutspfarrer vollzog. Volkmar ließ im Taumel eines Glückes, das wie im Traum über ihn kam, Alles mit sich geschehen, der Baron schmunzelte über den wohl gelungenen Spaß, und ich — ja ich war denn wirklich Gräfin

Wildberg geworden! — Fritz, mein guter Engel wandte sich ab von mir und weinte. —

Als wir uns in Wildbergshofen eingerichtet, brachte mich Volkmar zu seinen Verwandten, die rings umher in der Nachbarschaft ansässig. Ihm sowohl als mir ward ein überaus kühler Empfang zu Theil. Man war entschlossen, uns den kühnen Eingriff, den wir in die alt hergebrachten Familienrechte gewagt, nie zu vergeben. Von meinem Platz vertreiben freilich konnte man mich nicht mehr, doch sollte ich es wenigstens empfindlich fühlen, wie ungern ich auf demselben geduldet wurde. Bei dem eingefleischten Landadel, der in mir nur einen frechen Eindringling in seine geheiligte Kaste sah, galt meine Persönlichkeit, mit deren Zauber ich sonst die Welt zu regieren pflegte, nichts. Bisher an Auszeichnungen aller Art gewöhnt, ward ich hier absichtlich übersehen oder schnöde abgewiesen, wo ich eine Annäherung versuchte. Von allen Seiten gedemüthigt und gekränkt, fand ich meine gesellschaft-

liche Stellung in diesen Kreisen bald so unerträglich, daß ich tief verstimmt und ermüdet von so viel vergeblichen Bestrebungen, es endlich vorzog, daraus fortzubleiben und mich ganz auf Wildbergshofen zu beschränken, wo die Dienerschaft wenigstens mir mit der gebührenden Ehrfurcht begegnete. Freilich entsprach das Leben, das wir nun zu führen genöthigt, wenig den glänzenden Erwartungen, die ich von meiner neuen Stellung gehegt; doch tröstete ich mich mit der Aussicht, den Winter in der Residenz zu verleben und mich dort in freieren, weiteren Kreisen für alle hier erduldeten Kränkungen zu entschädigen; ein doppelt lustiges Leben sollte dort die grenzenlose Langweiligkeit dieses Landaufenthaltes wieder gut machen. Aber es kam anders.

Als ich eines Morgens, nur um die langsam schleichende Zeit zu tödten, drüben in der Bibliothek ein Bücherrepositorium durchkramte, kam mir auch ein Paquet alter Zeitungen, das sich allmäh-

lich dort aufgespeichert, in die Hände. Ich blätterte hin und her, ohne recht eigentlich zu lesen, — mit einem Male blieb mein Blick an einem Namen hängen, der ihn bannte, wie der Meduse Haupt; ich konnte die Augen nicht wieder davon wenden, — ich las und las — nach Athem ringend, die Brust wollte mir zerspringen — dann sank ich plötzlich mit einem erstickten Schrei bewußtlos nieder; meine Stirn schlug hart gegen die Marmorfließen des Estrichs.

Wie lang ich dort gelegen und wer mich dann gefunden und für mich gesorgt, das weiß ich nicht; ich erwachte in meinem Bett, meine blutende Schläfe war kühl verbund'en; lange, lange konnte ich mich nicht besinnen, was geschehen, nur ein dumpfes Gefühl von Schuld und Unglück drückte unendlich schwer auf mir. Später sah ich irgend wo die Zeitung liegen, die man mir halb in Stücken aus den Händen gerissen, als man mich herüber trug; da las ich es noch einmal. Eberhard war

todt; die eigne Hand hatte ihm Bahn gebrochen, eine Welt zu verlassen, die meine Untreue ihm vergiftet und vergällt; ich sah ihn kalt in seinem Blute liegen und laut rief mein Gewissen: dies Blut kommt über Dich! —

Meine körperliche Verletzung war in wenig Tagen verheilt, doch hatte mein innres Sein einen Stoß erlitten, von dem sich's nie wieder erholt. Lebensmuth und Frische, Frohsinn und Heiterkeit waren in mir erstarrt wie Frühlingsblumen in einer kalten Nacht. Wohl suchte noch hin und wieder aus gewesener Gewohnheit ein Lächeln meine Lippen, aber auf halbem Wege erstarrt' es wieder, denn wieder und immer wieder drängte sich vor mein entsetztes Auge das Bild des bleichen stillen Mannes, der mir seine Wunden wies: „Alexandra das hast Du gethan!" —

Denn Du weißt es, Fritz, als ich von Ehrgeiz und Eitelkeit verlockt, dem Grafen Wildberg leichtsinnig folgte, ließ ich ein treues Herz zurück, das

mich unendlich tief geliebt. Du hast ihn ja gekannt, — Du weißt von Eberhard's Wünschen in Bezug auf mich und wie ich diese selber spielend wachgerufen und genährt. Ich hatte ihn lieb gehabt, weil sein rührend treues, inniges Gemüth selbst meinen Leichtsinn zu fesseln verstand. Es eröffnete sich mir in Volkmar eine andere und so viel glänzendere Aussicht; da siegte in mir der Dämon über die besseren Regungen, die ich Eberhard's vorübergehendem Einfluß dankte. Ich verließ ihn — und zwar heimlich und feige, weil ich wohl fühlte, daß ich vor seinen Blicken nicht bestehen konnte. In einzelnen Momenten trat der Gedanke an ihn mit bangender Unruhe vor meine Seele, aber ich drängte ihn hinweg, ich schob andere, sonnige, lustige Zukunftsgedanken an seine Stelle. Dieser ganze kecke Bau brach jammervoll zusammen, als ich die Todesnachricht las, die mich jäh wie der Donner des Gerichtes zu namenlosem Leiden wachrief.

War mir der Aufenthalt in Wildbergshofen schon immer freudlos erschienen, so fand ich ihn jetzt fast unerträglich. Wie dunkle Falter, die des Tages lichte Helle fliehen, sich zur Nachtzeit kühner regen, so flatterten hier, von Stille und Einsamkeit begünstigt, tausend bange Gedanken um meine Seele und trieben mich in unsäglicher Angst oft weit durch Haus und Feld und Garten, mir nirgends Frieden gönnend, noch Ruh. In einer anderen, anregenden Umgebung wären vielleicht wieder freundlichere Anschauungen in mir geweckt worden, und mit meiner inneren Elastizität hätte ich es vermocht, mich über jenen finstren Eindruck hinwegzuheben. Aber hier in dieser einförmigen Oede war nur mein Kummer mir, ein düsterer Gesell, fest an die Seite geschmiedet. Nichts kam mir zu Hülfe mich von ihm zu befreien. Die lautlose Mitternacht hört am deutlichsten den Zahn des Wurmes, der im Holze nagt; so zehrte die Sorge an meinem Herzen und in der Stille dieses Hauses fühlt ich sie doppelt.

O wie sehnt ich den Winter herbei, wo ich endlich dies unheimliche Schloß verlassen durfte, in welchem ich nur Enttäuschung, Schrecken und Kummer gefunden. Mit den lärmenden Freuden der großen Stadt hoffte ich die Anklagen meines eignen Bewußtseins zu übertäuben. Eine andere Rettung zu suchen verstand ich nicht. Auch an Volkmar hatte ich weder Trost noch Stütze. Da ich von Anfang an nicht wahr gegen ihn gewesen, konnte ich es jetzt noch weniger sein, wo ich meine schuldbeladene Seele gern vor aller Welt verhüllt. Außerdem war Volkmar nicht der Mann mir beizustehen, wo ich bedrängt, im Dunkeln ringend, nach Erlösung schmachtete. Es entging ihm zwar nicht, daß seine sonst so heitere, glänzende Frau jetzt blaß, verstimmt, oft übellaunig war; aber er schrieb diesen Wechsel einer Unzufriedenheit zu, die er sich durch die Kränkungen, die ich erfahren, wie auch durch unser einförmiges Leben leicht erklärte. Sorge machte ihm das weiter nicht, nur ward sein erstes

Entzücken über mich dadurch einigermaßen abgekühlt, und er lebte fremd, fast theilnahmlos neben mir hin. Die Jahre und manches spätere Erlebniß haben die Kluft zwischen uns noch tiefer aufgerissen. Uebrigens fand Volkmar in etwas Landwirthschaft, die er obenhin trieb, in Jagd, Pferden und Hunden eine seinen beschränkten Interessen ganz genügende Befriedigung, und er hat von dem Mangel, der auf mir drückte, von den harten Kämpfen, die ich noch durchzuringen hatte, nie etwas geahnt.

So war mir in meiner Ehe weder die Gewährung meiner ehrgeizig eitlen Wünsche, noch jene innige Gemeinschaft der Herzen geworden, die ernsteren und tieferen Naturen ein dauerndes und wahres Glück sichert.

Unterdessen hatte der Sommer seine Höhe erreicht und in mir keimte die erste Aussicht Mutter zu werden.

Ich glaube, daß uns Gott die Herzen unserer Kinder in die Hände legt, damit wir an ihnen

ausgleichen, was wir an uns selbst verfehlt. Auch mir hätte das Kind in meinem Schooß zum Engel werden können, der mich mir selbst versöhnt. Aber noch war ich nicht reif für dies selbstlose Glück; ich hatte nie gelernt, in einem anderen Wesen die Erfüllung des eignen zu finden. Im Gegentheil überkam mich tiefe Unlust, neue Pflichten zu übernehmen, die neben der Last, welche sie mir aufbürdeten, auch all meine Pläne für den Winter durchkreuzten, an deren Ausführung sich meine letzten thörichten Hoffnungen knüpften. Ich sah mich nnr noch fester an meine abgeschlossene Häuslichkeit gebannt, deren ich längst im tiefsten Herzen überdrüssig. Außer dieser Unzufriedenheit waltete noch etwas, das mich unendlich tief verstimmte und mir die Aussicht, die eine Andere beseligt hätte, beinah zur Folter werden ließ. Es war in meinem Herzen ein fast unüberwindlicher Widerwille gegen meinen Mann erwacht. Bei sehr egoistischen Naturen wirst Du nicht selten finden, Fritz, daß sie rasch bereit

sind, Andere des Unrechts zu zeihen, das sie selbst begangen. So hatte auch ich meine ganze Schuld auf Volkmar gewälzt. War er nicht die Veranlassung gewesen, daß ich Eberhard verlassen? hatte ich nicht für ihn mein Gewissen mit jenem Treubruch belastet, der sich in seinen Folgen als so furchtbar bewiesen? — Und womit lohnte er mir die Qualen, die ich um seinetwillen tragen mußte? — Mit einer traurig abgeschlossenen Existenz, an deren Einförmigkeit und Stille ich fast verging; mit einer Gleichgültigkeit, die dicht an Stumpfheit grenzte. Ich sah in ihm den Urheber all meiner Leiden und fand mich fast berechtigt ihn zu hassen. Und wie ich den Vater haßte, von dem ich es empfangen, so haßt' ich auch sein Kind noch ehe ich's geboren. Denn das ist der Fluch jeder irrenden Empfindung, daß sie nie einzeln bleibt; auf dunklen Pfaden folgt ihr noch eine Schwester, und noch eine, bis wir im Labyrinth des eigenen Herzens uns selbst verlieren müssen.

Ein harter, finstrer Geist kam über mich, ein trotziges Auflehnen gegen die Natur und ihre heiligsten Gesetze, gegen das Schicksal, das ich selbst heraufbeschworen und das ich doch nicht hinnehmen wollte, als Gott es schickte. Ich litt auch körperlich dabei, meine Jugend, meine Schönheit welkten in wenig Monaten dahin, und voll tiefem innren Groll verwünschte ich das Kind, das mich meiner letzten Güter beraubte.

Als meine Zeit erfüllt war gebar ich einen Sohn. Das ganze Schloß feierte die Ankunft des neuen Stammherrn, ja es schien, als wolle sogar Volkmar's Familie dem Knaben vergeben wer seine Mutter war; wir empfingen einige Besuche und die ersten, wenn auch noch kühlen Annäherungen der Wildbergschen Verwandten. Die Taufe des Knaben ward feierlich begangen, er erhielt den Namen Moritz" —

Hier hielt die Gräfin einen Augenblick inne, schmerzliche Empfindungen schienen ihre Brust zusammen

zu pressen. Tief aufathmend fuhr sie dann fort:

„Ich konnte die allgemeine Freude über den kleinen Sprößling nicht lange theilen, denn meinem Aug' entgingen die unheimlichen Zeichen nicht, die das Kind schon damals wies. Oft schrie es grell auf wie ein Thier, aber ärmer begabt als solches, verstand es kaum die dargebotene Nahrung hinzunehmen. Es lag mit großen bewußtlosen Augen da und stierte blödsinnig in's Weite.

Fritz, wenn es eine Empfindung giebt, die auch im oberflächlichsten, im selbstsüchtigsten Weibe ihre Rechte geltend macht, so ist es das Gefühl der Mutter. Der Puls schlug auch in mir. Die Freunde hatte ich verlassen, von denen ich nur Liebe und Treue erfahren; ich hatte den Geliebten verrathen, der sich mir ganz zu eigen gegeben; ja selbst der Ehe heil'ger Schwur war mir nur ein Spielwerk gewesen, das ich zu eitlen Zwecken nützen wollte. Die Mutter aber, Fritz, die Mutter regte sich in mir! — Eberhard's blutige Erinnerung hatte

meine Phantasie erschreckt, hatte ihr statt der heitren Bilder, mit denen sie gern spielte, nur Angst und Grauen aufgedrängt. Aber selbst diesen Eindruck hätte mein Leichtsinn noch verwunden, wenn ich die Umgebung gewechselt. Vor dem blödsinnigen Blick meines Knaben stand ich machtlos und zerschmettert, zum ersten Mal im Herzen getroffen. Die Schuld, die ich an ihm begangen, konnt ich selber nicht von mir wälzen. Mein Fleisch, mein Blut hatt' ich dem Kind gegeben — was die Natur erheischt verweigert sie nicht — aber indem ich ihm meine Liebe entzog noch eh' es lebte, ließ ich das arme Geschöpf meiner geistigen Existenz nicht theilhaftig werden. Denn wie der Mensch seine irdische Gestalt aus dem Leib der Mutter nimmt, so keimt seine Seele in ihrem Herzen, wo sie von stiller, treuer Liebe wachgebrütet, Leben und Dasein empfängt. Mein Kind, in Groll getragen und in Haß geboren, war der Liebe nach enterbt noch eh es athmete. Stumm, zu Tode erschreckt

ward ich des furchtbaren Vorwurfs inne, den die Natur selber gegen mich ausgesprochen, als sie mir ein Kind ohne Seele in die Arme gelegt.

Mit großer Sorgfalt gepflegt und auferzogen gedieh der kleine Moritz im Lauf einiger Jahre körperlich so weit, daß er allein gehen konnte und eingelernte Worte wie ein Vogel nachsprach. Doch faßte er nur mit den Sinnen auf, und selten ließ sich hinter seinen verwirrten Reden ein Begriff ahnen. Das Einzige was sich zuweilen einem Bewußtsein ähnlich in ihm regte, war eine Art von Liebe zu mir, zu seiner schuldbeladnen Mutter. Ich allein vermochte es, einen Einfluß auf das unglückliche Geschöpf auszuüben. Des Knaben Lustigkeit, sein Zorn, seine Begierden, nahmen wenn sie in voller Kraft auftraten, einen wilden thierischen Charakter an; dann scheiterte jeder Versuch, ihn mit Vernunft oder mit Gewalt in die Schranken des Menschlichen zurückzuführen. Aber meiner Stimme Klang zügelte ihn; eine Berührung meiner

Hand fesselte ihn sanft und still mir an die Seite. Es war als flöße meine Persönlichkeit ihm ein körperliches Behagen ein, das ihn ruhiger und lenksamer stimmte.

Dies war aber auch alles; seinen Zusammenhang mit mir als seiner Mutter vermochte er nicht zu erkennen. Er hörte seinen Vater mich Alexandra rufen, und das bewog ihn, diesen Namen nachzustottern, wenn er mich bezeichnen wollte. O, Fritz, wie der härteste Richterspruch hat es mich oft getroffen, daß der Knabe, den meine Liebe früh verstoßen, den Mutternamen nie für mich gefunden. Wie hab ich stundenlang versucht, seinen stammelnden Lippen den süßen Namen zu lehren; ja, er brachte ihn heraus, ich hört' es einmal klingen, und meinte Engel riefen mich in ein verscherztes Paradies. Aber es war nur ein Moment, dann nannte das Kind in blödsinniger Lust an dem neuerlernten Laut Alles „Mutter" — seine Wärterin, seinen Hund, seine Puppe, — daß dieser Name

mein Eigenthum sei, wollte er nicht fassen, und hoffnungslos sank ich zurück in meinen Jammer, der so groß, so groß, — daß ich ihn endlich nicht mehr tragen wollte. Ergebung, Fritz, hatte ich noch nicht gelernt.

Um nicht den Vorwurf immer wiederholt zu fühlen, den mir der Anblick des Knaben stets auf's Neue machte, begann ich Moritz seltener zu sehen; ich richtete es so ein, daß er mir nur noch zu bestimmten Stunden im Tage begegnete; endlich verbannt' ich ihn ganz aus meiner Nähe. Im oberen Stockwerk des Schlosses wurden für ihn und seine Wärterin zwei Zimmer eingerichtet, die er fast nie mehr verließ. Tage, Wochen gingen vorüber, ohne daß ich seiner ansichtig wurde.

Friede hatte ich darum doch nicht gewonnen. Mein Unglück trat mir zwar nicht mehr in äußerer Gestalt entgegen, aber in meiner Seele Grunde lebte es doch. Stumm in meinen starren Schmerz gehüllt, führte ich eine öde, unbeglückte Existenz.

Wir hatten zwar jetzt öfter Besuch und hie und da einige Beziehungen nach außen, aber das kam zu spät; ein Schatten war für mich über die ganze Welt gefallen, mein Herz hatte die Freude verlernt."

Abermals hielt die Gräfin inne. Ich sah sie sinnend eine Weile in das glimmende Feuer des Kamins blicken, scheinbar ganz ihren Erinnerungen hingegeben. Tiefe Stille ging durch das Gemach. Da schlug im Nebenzimmer eine Uhr, und von der späten Stunde gemahnt, fuhr Alexandra fort wie folgt:

„Im Frühling war's; Volkmar säete und pflanzte im Garten, an dessen Gedeihen er zuweilen Antheil zeigte. Im Uebrigen hatte seine Vorliebe für Hunde und Pferde so zugenommen, daß sie in eine wahre Thiermanie ausgeartet, von der all' seine Interessen absorbirt wurden. Heute jedoch beschäftigten ihn zufällig ein Paar junge Weidenbäume, die er eng zusammen auf einen Rasenrund gepflanzt, grade

unter meinem Fenster, wo die grünen Wiesen sich nach dem See hinstreckten. Volkmar freute sich seiner Arbeit und sandte den Jäger Benjamin, der ihm dabei geholfen, herauf zu mir, damit ich an's Fenster trete, die neue Anpflanzung in Augenschein zu nehmen.

Ich aber saß oben in düstre Gedanken versunken. Heut vor vier Jahren war mein unglückliches Kind zur Welt gekommen und ein Jahr zuvor, just an demselben Tage hatte Eberhard Hand an sich gelegt. Je länger ich daran dachte, desto mehr wähnt ich zwischen diesen beiden Daten einen grauenhaften Zusammenhang erkennen zu müssen. Das Schreckliche meiner Schicksale lag überwältigend auf mir, als Benjamin hereintrat mir den Auftrag des Grafen auszurichten. Mechanisch der Aufforderung folgend, trat ich hinaus auf den Balkon; unten glitzerte im Sonnenschein das Laub der jungen, hoffnungsfrischen Bäume. Ich wußte nichts von Hoffnung, Licht und Sonne; —

noch ganz beschäftigt mit den dunklen Gestalten die mich eben wieder heimgesucht, trug ich nur Gram und Groll in mir. Da war's als müßt ich meinem langverhehlten Kummer Luft gönnen. In tollem Schmerzensübermuth den Himmel selbst zum Kampfe fordernd, streckt ich die Hand zum Schwure aus und laut und fest sprachen meine Lippen das vermessene Wort:

„So wahr ein Gott im Himmel lebt, eh' könnten diese schmächtigen Weidenruthen zu einem starken Stamm empor und in einander wachsen, eh' mein Herz wieder Frieden findet und Freude auf Erden!" —

Wie Todeskälte fuhr's durch meine Glieder als es heraus! Der ausgestreckte Arm sank schlaff an mir herab, Benjamin blickte scheu auf mich. Ich stand noch immer da, starr aufrecht, nichts regte sich in mir, selbst mein Athem schien still zu stehen; — nur unten im Garten die Weiden, die nickten und grüßten im Winde.

Anfangs schien es als hätten die dunklen Mächte den vermessenen Schwur nicht vernommen. Ein besserer Stern ging über mir auf. Noch in demselben Jahre ward mir wieder ein Kind geschenkt, ein zartes, liebliches Mädchen, das ich Ella nannte. Als sie anmuthig und geschickt die kleinen Füßchen zu gebrauchen begann, gesellte sich noch ein Schwesterchen ihr zu — Gabriele. — So hoch mich der Besitz dieser beiden Schätze beglücken mußte, haderte ich doch noch mit dem Schicksal, den Sohn, den ich in Moritz verloren geben mußte, ersetzten mir die Mädchen nicht, und dieser Wunsch blieb unerfüllt in meinem Herzen stehen. Aber es war beschieden, daß ich ein ganzes Glück genießen sollte, ehe das Unheil über mich hereinbrach. Nach sieben Jahren gebar ich abermals ein Kind, einen Sohn. Mit lautem, ungemessenen Jubel empfing ich den mehr ersehnten als erwarteten Nachkömmling in meinen Armen. Hättest Du ihn gekannt, Fritz, meinen süßen, herrlichen Knaben! Reichlich

hatte an ihm der Himmel ausgeglichen, was mir an dem Erstgebornen versagt worden. Mit abgöttischer Liebe klammerte sich mein Herz an ihn. Er war der Sonnenschein meines Lebens, ein ungetheiltes Glück, das mir wieder lächelte nach langer, banger Schmerzensnacht. Die eigene Jugend grüßte mich aus seinen frischen Augen, denn wenn Lothar's Züge auch den Formen nach des Vaters regelmäßige Schönheit geerbt, so waren sie doch von meinen Geist beseelt und wie einst Alexandrine Lonska, ehe Schuld und Unglück den düsteren Schatten über sie geworfen, mit freundlicher Gewalt alle Herzen zwang, so lebte auch in Lothar ein Etwas, das ihm alle Gemüther gewann; er war ein Schooßkind der Menschen, ihn sehen und lieben Eins. — Ungewöhnlich begabt war seine ganze Entwickelung eine glänzende. Beweglich und gewandt wie sein Geist, der sich mit rascher Auffassung alles leicht anzueignen wußte, war auch der schlanke jugendliche Körper geübt in allen ritterlichen Kün-

sten. Er schwamm, turnte, focht und ritt, alles mit einer eigenen Meisterschaft, die ihm reizend stand. Ich sehe ihn noch vor mir, leicht und doch sicher im Bügel, die Wangen wärmer geröthet, das dunkle lockige Haar frei im Winde flatternd. Wie funkelte Kraft und Leben in den großen freundlichen Augen! — Ja — damals schien Segen eingekehrt in Schloß Wildbergshofen; frische fröhliche Stimmen klangen durch das Haus, der Kinder Spiele belebten den Garten, eine hoffnungsreiche Zukunft erstand aus düstrer Vergangenheit.

Freilich oben im Schloß waren zwei kahle, schmucklose Zimmer, in die fiel der Sonne Licht vergeblich, da wurde es nicht hell. Den Geist in Banden, hauste dort der blödsinnige Moritz, den seine Mutter nicht geliebt. An Jahren fast ein Mann, war er ein Kind — nein mehr als das! — ein Thier geblieben. Der Zufall fügte es, daß des Vaters fast bis zur Albernheit gesteigerte Liebhaberei, gerade oben neben Moritz Zimmern das

sogenannte zoologische Museum stiftete, welches Du kennen gelernt. Moritz, seinem Wärter zuweilen entschlüpfend, fand an den Thieren dort ein kindisches Gefallen. Von der Menschen Gesellschaft ausgeschlossen, trat er zu den todten Bälgen in schauerlich, freundschaftlichen Verkehr. Er sprach und spielte mit ihnen, wählte sich Freunde und Feinde darunter, mit denen er bald Kämpfe durchfocht, bald Feste feierte. Oft meint ich ein ganzes Höllenspiel sei losgelassen, wenn über mir der Unglückliche in zügelloser Lust, oder in unbändigem Zorn sein unheimliches Wesen trieb. — Ich selber betrat jene Räume nie, auch sucht ich jeden Fremden davon fern zu halten, ich hätte so gern vor Anderen und vor mir selbst diese Schattenseite meines Lebens verleugnet. Thorheit! Es macht kein Unglück ungeschehen, daß wir den Blick davon abwenden, auch meines blieb stehen wie ein dunkler Punkt, den all mein Glück nicht fortlächeln konnte.

So waren Jahre vergangen. Mit ängstlicher,

sorgenvoller Unruhe hatte ich über meinen Kindern gewacht, denn dunkle Ahnungen sagten mir immer, daß ihr Besitz zu selig sei um zu dauern. Vielleicht war es das Bewußtsein, mein Glück nicht zu verdienen, das es mich scheu wie eine verbotene Frucht genießen ließ. Der Niobe gleich hätte ich schützend des Kleides Falten über meine Lieblinge schlagen mögen. Im Garten unten rauschten die Weiden — ach ich wußte es ja, daß ich noch schwere Schulden abzuzahlen hatte. Das Schicksal kam und forderte sein Recht.

Meine beiden Mädchen waren zu voller Jugendblüthe herangereift, so wie Du sie oben auf dem Bilde gesehen. Man wußte nicht, welche schöner, welche liebenswerther. Ella, zart und schwächlich, war innerlich nicht minder fein gebildet; um so seltsamer muß es erscheinen, daß sie, kaum siebzehn Jahre alt, eine Leidenschaft für einen ihrer Vettern faßte, die eben so unsinnig als unbegreiflich; denn der Kurt von Wildberg war ein roher, wüster Gesell,

dem in der schlechtesten Gesellschaft am wohlsten und zu dem jede Stalldirne besser taugte als mein blondlockiges Elfenkind. Aber als habe der Teufel eine Kralle über ihr Herz geworfen, so wollte und konnte sie nicht von ihm lassen. Es war nun einmal ihr Verhängniß. Da ich sah, daß sie sich fast verzehrte in Liebe und Sehnsucht, gab ich endlich nach und sie ward sein Weib. Aber schon das erste Jahr rieb ihre zarten Kräfte auf. Kurt lebte liederlich nach wie vor. Seiner tugendsamen Frau war er bald überdrüssig; er vernachlässigte sie und folgte unverhohlen seinen wüsten Passionen. Ella litt und kränkelte, denn der Gram, der ihr am Herzen fraß, brach auch die feine Blüthenschale: ihren Körper. — Einmal blieb Kurt noch länger aus als gewöhnlich. Es war eine kalte Winternacht. Sie lag schon im Fieber und malte sich deshalb vielleicht allerlei Schrecken und Gefahren aus, die ihn getroffen. Da litt es sie nicht mehr im Bett; sie saß auf ihn zu erwarten, fröstelnd in einem kalten

Zimmer, von ihrem leichten Nachtgewand dürftig bedeckt. Als er endlich kam, war seine Zunge schwer vom Rausch; er hatte ungeheure Summen verspielt, hatte Händel gehabt und war voll Zorn und Galle. Die unglückliche, hinsterbende Frau, von seinem Auftreten erschreckt, wagte zum ersten Male ein mahnendes Wort über seinen sittenlosen Lebenswandel, ihm aber, in dessen Herz alle Leidenschaften aufgewühlt, fehlte nur ein Tropfen, daß die Schale überrann. Seiner selbst nicht mehr Herr, hub er den Arm auf gegen sein Weib, schwer sank ein dumpfer Schlag gegen Ella's kaum verhüllte Brust — sie brach zusammen das rothe Blut rann von ihren Lippen — dunkle, dunkle Schleier über jene Nacht! — Wenige Wochen später kehrte sie heim in das Vaterhaus, aber ach! — ganz still und bleich lag sie da auf ein Paar schmalen Brettern, unschuldig, rührend wie eine weiße Blume, die freche Hände erbarmungslos geknickt.

Ich mag Dir nichts von meinem Schmerz er-

zählen, Fritz, er war halb dumpf, halb wild. Halb hatte ich ihn erwartet und doch traf er mich, als er wirklich kam, unvorbereitet und unendlich tief. Aber gebrochen ward mein harter Sinn noch nicht, ich beugte mich nicht — ich grollte. Ueber meinen anderen Kindern wachte von nun ab mein Auge noch ängstlicher, fast dem der Löwin gleich, der man die Jungen rauben will. Mir war es als müßte ich dem Verhängniß, sollte es sich wieder nahen, meine Schätze verweigern, abtrotzen. Bald — ach nur zu bald! mußte ich erfahren, daß ich machtlos war. Noch ehe ich den ersten Schlag verwunden, traf der zweite doppelt tief. — Gabriele, durch der Schwester fürchterliches Ende tief erschreckt, wollte sich der Leidenschaft, die so verblenden und irre führen kann, entziehen. Sie gab sich einem älteren Mann, den sie hoch achtete und unter dessen väterlichem Schutze sie ihr junges Herz geborgen wähnte. Sie folgte ihrem Gemahle nach Paris. Ihre Schönheit zog alle Augen auf sich; in kindlicher Unschuld

nahm sie die Huldigungen hin die man ihr weihte. Ihr Sinn, so rein wie Gold, blieb jeder Eitelkeit, jeder Verführung fremd und Paris erlebte das Wunder, daß eine junge schöne Frau ihrem alten Manne treu blieb. Aber es half alles nicht — das Schicksal der Wildberg's hat sie doch erreicht. — Die Natur will ihr Recht; es kommt eine Zeit, wo das Herz sich zu regen beginnt und legtest Du ihm tausend Bande an. Unter der Schaar, die Gabrielen zu Füßen lag, war Einer, dessen Augen baten inniger, dessen Stimme lockte mit süßem, ungeahntem Zauber. Arme Gabriele! — Leichtsinnig war sie nicht, aber der Kampf mit dem eigenen Herzen ist hart, und sie war am Ende auch nur ein Weib. — Sie hat geliebt und ist gefallen. — Die bösen Zungen mischten sich darein — Schuld und Schmach — das war zu viel. Da trieb die Seine eines Morgens eine schöne Leiche an den Strand, — das war mein zweites Kind!" —

Bei den letzten Worten bedeckte die Gräfin ihr

Angesicht mit den Händen, und ich sah still beredte Thränen herabrollen zwischen ihren Fingern. Tief ergriff es mich, diese Frau, die ich bisher nur wie von Stahl und Eisen gekannt, so weich und so bewegt zu sehen. Theilnehmend trat ich näher; ich bat sie den Schluß ihrer Erzählung auf ein anderes Mal zu verschieben, fürchtend, es könnten ihr aus dieser schmerzlichen Erregung nachtheilige Folgen erwachsen. Aber sich muthig fassend, hob sie das Antlitz wieder auf.

„Nein Fritz," entgegnete sie ernst und ruhig, „nein, lasse mich vollenden! Wer weiß, ob ich es ein zweites Mal vermöchte, alle diese Wunden wieder zu berühren, die jetzt doch schon bloß gelegt. Hör' mich zu Ende!

Nachdem die erste harte Zeit verwunden, kam eine Art von Ruhe über mich. Die lieblichen Mädchen waren Blumen gleich hingestorben. Sie haben meine Schuld auf sich genommen, — sagte ich mir; da ich einst an der Liebe gefre-

velt, mußten sie Beide an der Liebe zu Grunde gehen. Im Walten dieser Nemesis wähnt ich die Schuld gesühnt. Ich hörte auf zu zittern. Und war mir denn nicht Lothar geblieben, der — leugnen kann ich's nicht! — stets der Liebling meines Herzens gewesen. In ihm besaß ich noch ein letztes, aber ein höchstes Glück. An seinen Verlust dachte ich nie, das wär eine Möglichkeit gewesen, die mich um den Verstand gebracht. — So gingen abermals Jahre an mir vorüber und ich war beinah glücklich; der Knabe war mir Hoffnung und Erfüllung zugleich. Immer reicher entwickelten sich seine herrlichen Gaben, seine Schönheit reifte — ich war eine beneidete, eine stolze Mutter.

Da hielt eines Morgens das hübsche, kleine Fuhrwerk vor der Thür, das Lothar zu seinem Namenstage vom Vater erhalten. Ein leichtes, englisches Korbwägelchen, zwei kleine muntere Füchse davor; die neuen blanken Geschirre glitzerten im Sonnenschein. Lustig sprang Lothar die Treppe hinab, er

wollte auf's nächste Vorwerk fahren. Ich stand oben am offenen Fenster und sah ihm nach.

„Sei vorsichtig, Kind," rief ich, mich hinunterbeugend; „die Füchse haben gestern gestanden, gieb Acht auf sie!"

„Hab keine Sorge, süße Mutter," rief er fröhlich hinauf, „wir werden schon mit einander fertig werden. Sieh nur das prächtige Thier, hat es nicht schöne goldige Haare?" —

Mit stolzer Freude streichelte der Knabe des Pferdes seidenglatten Hals, er klopfte seine Schulter und spielte kindisch froh mit der wellig flatternden Mähne.

„Benjamin soll doch lieber mitreiten," rief ich, von einem plötzlichen Angstgefühl überflogen.

„Wozu?" entgegnete Lothar, fast betrübt über die lästige Aufsicht. „Fahr' ich denn nicht so oft allein?" —

„Thu' mir's zu Liebe, Herz," bat ich, „ich bin

ruhiger so. Wart nur, der Benjamin kommt gleich!"

„Sei's darum, Dir zu Liebe!" rief Lothar mit seiner eigenen, liebenswürdigen Art. — Leicht sprang er in den Wagen, Zügel und Peitsche ergreifend. Bald trabte Benjamin herbei, Lothar sah noch einmal herauf:

„Ade, süße Mutter, auf fröhliches Wiedersehn!"

Ein Zungenschlag, die Ponny's zogen an, lustig ging's auf und davon. Als er ein Stück gefahren, wandte er sich noch einmal nach mir zurück und schwenkte grüßend den Hut, da mich der Klang seiner Stimme nicht mehr erreichen konnte. Mein weißes Tuch winkte ihm den Gegengruß. Da war er zwischen Hecken und Buschwerk verschwunden. Ein fröhlicher Abschied — Keiner ahnte Arges dabei. Im Garten aber rauschten die Weiden vernehmlich laut, und als noch keine Stunde vergangen, brachten sie mir meinen schönen Lieb-

ling zurück, — zerschmettert und todt, eine gräßlich entstellte Leiche. —

Auf hohem Wiesendamm hatten die Füchse gescheut, ein altes Kleidungsstück lag verloren am Wege. Der Wagen, heftig gegen einen Stein geschleudert, schlug um und rollte in die Tiefe. — Vergeblich eilte Benjamin nach, vergeblich schaffte er rasche Hülfe von allen Seiten, es war umsonst. Unter den Trümmern des Wagens zog man nur einen leblosen Körper hervor.“ —

Die Gräfin schwieg, als getraue sie sich selber kaum an diesen Schmerz heran zu treten. Später, da sie fortfuhr, war ihre Stimme tonlos und ihre Lippen bebten.

„Es war ein Jammer, Fritz, den Dir kein Wort beschreiben kann. Der letzte Stern war an meinem Himmel erloschen. — Drei Tage lang lag ich vor meinem kalten Kinde am Boden, ohne einen Blick von ihm zu wenden. Meine brennenden Lippen schmachteten an seiner steifen Hand, auf seiner

bleichen Stirn vergeblich nach einen Hauch des Lebens. Laut schrie meine Seele auf zu Gott nach ihm! — Umsonst, umsonst! — Auf schwarzer Bahre trugen sie ihn von mir und ich schlich nach, nur noch einem Schatten gleich. Sehen mußt' ich es da mit starren thränenlosen Augen, wie sie meinen Knaben, meinen Liebling, meinen Abgott hinabsenkten unter die steinernen Fließen des Gewölbes. Dann gingen sie heim, der Vater, die Verwandten, die Freunde; ich aber, die Mutter, ich blieb bei ihm; ich konnt' ihn nicht so allein da liegen lassen in der frostigen schaurigen Nacht. Auf die kalten Steine gekauert, habe ich bei ihm gewacht, wie sonst so oft an seinem Bett, wenn ich selig seine Träume belauschte. Jetzt war alles stumm und dunkel, ein weites sternenloses Elend! —

Beim grauen Morgenschein endlich schleppt' ich mich mühsam nach Hause; mit halb versagenden Füßen klomm ich die Treppe hinauf; alles war still, tiefe Trauer schien über das ganze Haus gebreitet.

Da plötzlich fuhr ein lautes, grelles Lachen auf, dicht neben mir. Nie hatte ein Mißton unheimlicher durch meine Seele geschnitten. Entsetzt schrak' ich empor und gewahrte Moritz, der, wahrscheinlich die allgemeine Aufregung nutzend, seinem Wärter entsprungen, jubelnd die seltene Freiheit genoß. Als er mich erblickte, stürzte er grinsend mit allen Zeichen seiner rohen, kindischen Zuneigung auf mich los. Ich fühlte mich von seinen Händen berührt, betastet. Ein tiefer, grauenhafter Widerwille ließ mich entsetzt zurückschrecken, und als trotzdem sich Moritz fest und fester an mich hing, stieß ich ihn endlich voll Haß und Ekel heftig von mir fort.

„Bist Du noch immer da, entsetzliches Geschöpf!" rief ich in zornigem Schmerze aufflammend, „lebst Du noch immer, Jammerbild? Wer freut sich an Dir? Wozu bist Du da? Warum hat Dich nicht der Tod hinweggerafft statt *seiner*? — Lothar, Lothar, mein süßer, mein wonniger Knabe, Lothar!"

Die Arme verzweifelt aufringend zum Himmel stürzte ich vorwärts, aber von Schmerz und Leidenschaft erschöpft, versagten Geist und Körper ihren Dienst; bewußtlos brach ich zusammen, und Benjamin, den meine lauten Worte herbeigeführt, trug mich ohnmächtig in mein Gemach. Moritz hatte sich rasch und scheu hinter die Windung der Treppe geflüchtet.

Ich mochte wohl lange zwischen Schlaf und Ohnmacht gelegen haben, denn die Mittagssonne schien schon warm in's Zimmer, als ich mich wieder zum Bewußtsein aufraffte. Aber mein Körper war von Erschöpfung, Gram und Hunger so abgeschwächt, daß er mir die Seele gleichsam in Banden hielt. Ich konnte die Größe meines Verlustes nicht recht ermessen, ich sah alles nur undeutlich umschrieben, wie durch einen Schleier. Denn die Natur übt Barmherzigkeit; wo unser Leiden fast untragbar schwer, da kommt uns unsere physische Gebrechlichkeit, die wir oft beklagen, gleich-

sam zu Hülfe. Der erschöpfte Körper raubt unserer Empfindungsfähigkeit für eine Weile die Kraft, das auferlegte Wehe ganz zu fühlen und giebt uns die volle Seelenthätigkeit erst wieder, wenn dem ersten herben Schmerz sein schärfster Stachel schon halb gebrochen ist. — Ich stand langsam von meinem Lager auf und schritt matt und gedankenlos ein paar Mal durch das Zimmer; es ergriff mich sehnsüchtiges Verlangen nach frischer Luft. Ich öffnete die Thür. Da stieß mein Fuß, — ich war der Sinne noch immer nicht ganz mächtig — gegen einen Körper, der ausgestreckt auf meiner Schwelle lag. Ich stutzte — meine ganze Kraft zusammenraffend, strich ich mir die letzte nebelhafte Unklarheit von der Stirn; ich beugte mich herab und gewahrte Moritz, der den Kopf auf seinen ausgestreckten Arm zurückgeworfen, vor meiner Thür am Boden schlief.

Halb zwang mich Schwäche, halb trieb mich noch ein anderes Gefühl, — ich kniete neben ihm

nieder und sah ihn an. Er war bleich und abgemagert, aber es lag ein Frieden über ihn gebreitet, der ihn verklärte. Jetzt wo die wüsten Augen sanft zum Schlummer geschlossen, seinen Ausdruck nicht mehr verwirrten, trat die edle Formenschönheit seines Angesichts, die er, wie alle meine Kinder, mit dem Vater gemein hatte, in einer Weise hervor, die mich lebendig an Lothar erinnerte. Ich konnte mein Auge nicht von ihm wenden und wie ich ihn so anblickte, lange, lange, da keimte etwas in meinem Herzen, einer heimlichen Liebesregung ähnlich. Ach, wen hätte ich denn nicht geliebt, der mir noch einmal, sei's auch nur im Traum, das Bildniß meines süßen Knaben zeigte. So hing mein Auge liebevoll an jenem Schläfer. Anfangs sah ich in ihm nur Lothar, dem er so brüderlich ähnlich. Aber bald mußte ich mich ja überzeugen — das durchsichtig blasse Angesicht, die mageren Hände wiesen es, das war mein blühender Liebling nicht! — es war Moritz, das verstoßene

Kind, das ich schon lange nicht mehr gesehen. Ich fragte mich, wie er hierher gekommen? Sollte ihn nur der Zufall so gebettet haben? War es nicht der dunkele Instinkt, den er von jeher für die Nähe der Mutter gezeigt, der ihm auch heut den Weg zu mir gewiesen? — Zum ersten Mal fühlt ich mich durch die Empfindung die er mir darbrachte, gerührt; denn erst jetzt, vom tiefsten Schmerz gebrochen, ahnte meine Seele, daß jede Liebe von Gott kommt, auch die im Herzen seines armseligsten Geschöpfes.

Dunkel besann ich mich nun, daß ich vorhin Moritz mit harten Worten von mir gestoßen, daß ich ihm aus seinem Dasein selbst einen Vorwurf gemacht. Und doch war er gekommen und hatte sich treu und demüthig wie ein Hund, der die Stätte seines Herrn kennt, auf meine Schwelle niedergelegt; und jetzt, wo ich erwacht, wies er mir still in seinen bleichen, sanften Zügen des heißgeliebten Bruders Spiegelbild. Gerade die

Schwäche, die den Unglücklichen unfähig machte mit mir zu rechnen, ergriff und überwältigte mich.

„Armes Kind!" hauchten meine Lippen und von innigem Mitleid erfüllt strich ich sanft das wirre Haar aus seiner Stirn. Aber so zart und leise meine Berührung auch gewesen, sie weckte den Schlummernden doch. Langsam schlug er die schweren Lider auf, ohne sich zu regen. Mein Blick lag über ihm. Immer mächtiger und inniger zog es mich zu ihm hin. Und als riefe dieser erste Liebesstrahl, der über seiner verstoßenen Existenz wach geworden, die irrende Seele aus fernen Welten herbei, ging licht wie Sonnenschein, ein sanftes klares Lächeln über sein Gesicht, die Mutter grüßend, die ihr Kind endlich zu lieben begann. — Da rang sich weich und erlösend die erste Thräne von meinen Wimpern los; schluchzend warf ich mich über den Unglücklichen, ein Kuß brannte heiß auf seiner Stirn; fest an ihn geklammert, als sei seine bewußtlose Liebe der Engel, der mir Gnade erworben, fühlt ich zum

ersten Male Gott — ein namenloses Dankgefühl durchströmte mich — ich hatte ja noch einen Sohn! —

„Von jenem Tag, von jener Stunde an,“ fuhr die Gräfin nach einer Pause fort, „begann die mühevolle Arbeit, die seitdem die Erfüllung meines Lebens geworden. Moritz verließ mich nicht mehr. Ich verkehrte mit ihm, redete zu ihm, ich ersann allerlei Beschäftigungen und Freuden, die seinen schwachen Geisteskräften angemessen. Unter liebevoller Pflege, wohlthätig berührt von dem Einfluß einer Persönlichkeit, die ihm behagte, nicht mehr von seinen Wächtern gerügt, vielleicht mißhandelt, schien es wirklich als versuche seine innre Entwicklung einen Schritt vorwärts zu thun. Im großen Ganzen freilich blieb sie unvollständig, doch zeigte sich Moritz sanfter, fügsamer und einzelne Begriffe, die ich ihn geduldig lehrte, schien er allmählig aufzufassen. Nur gegen Menschen die er noch nie gesehn, gebärdet er sich noch heute wild, närrisch, wahnsinnig. Du hast es

selbst erfahren müssen. Es scheint ihm schmerzende Empfindungen zu verursachen, wenn er die engen Grenzen seines Ideenkreises bis zur Auffassung einer neuen Persönlichkeit erweitern muß; um sich für dieses Unbehagen zu entschädigen, pflegt er Fremde in unerträglicher Weise zu belästigen und zu plagen. Diesem Uebelstand aus dem Weg zu gehen, vermied ich mehr und mehr den Verkehr mit Menschen. Ja, nach meines Mannes Tode zog ich mich ganz von ihnen zurück. Ich habe Dir von Volkmar wenig gesagt, aber es ist auch nichts über ihn zu sagen. Von Jahr zu Jahr war er unwichtiger in meinem Leben geworden, endlich stand er mir nur noch wie eine Null zur Seite, die einmal nöthig gewesen die Zahl voll zu machen, ohne jedoch selber etwas zu bedeuten. Die harten Verluste die wir erlitten, trafen ihn wenig; in den Prachtexemplaren seines Museums fand er immer raschen und leichten Trost. Er lebte unbekümmert und ohne Entbehrung; er starb und ließ kaum eine

Lücke hinter sich zurück. Von da ab, jeder Verpflichtung nach außen hin entbunden, lebte ich ganz und ungetheilt nur für Moritz. Tags über in meinen Zimmern abgeschlossen, wie Du mich auch noch heute existiren siehst, gehörten ihm all' meine Kräfte, meine Zeit, mein ganzes Dasein. Diese wahrhaft ernsten Bestrebungen meinerseits blieben nicht unbelohnt. Moritz Zustand besserte sich von Jahr zn Jahr; ich konnte ihn unbeaufsichtigt lassen, ihm gewähren frei im Schloß umherzustreifen, er mißbrauchte seine Freiheit nicht. Sein Lieblingsaufenthalt, wenn er nicht bei mir war, blieben die oberen Gemächer, nach denen er sich einmal hingewöhnt. Die wenigen Fremden, die noch ab und zu nach Wildbergshofen kamen, suchte ich von dort fern zu halten, um jedes peinliche Zusammentreffen zu vermeiden. Mit Dir, Fritz, machte ich eine Ausnahme, da ich entschieden war, Dich früher oder später doch in mein Leben einzuweihen. Für die Thiere oben behielt Moritz eine Vorliebe, doch kam

es nur noch selten zu Ausbrüchen seines alten unheimlichen Wesens. Und wollte sich dieses dennoch einmal wieder zeigen, so gab es jetzt ein freundliches Mittel, das seine Wirkung auf meinen Sohn nie verfehlte.

Ich hatte nach Lothar's Tode die Geige, auf der er gar anmuthig zu spielen pflegte, wie einen besonderen Schatz an mich genommen; einer Reliquie gleich hielt ich sie in heiligem Gewahrsam, bis mich einmal ein schmerzliches Verlangen trieb selber die Saiten zu rühren. War es mir doch wenn ich sie klingen hörte, als spräche Lothar selber wieder zu mir, als schmiege sich in den sanften Tönen seine Seele liebevoll an mich. So wurden mir die weichen, schmerzerfüllten Melodien der Ausdruck dessen, wofür ich keine Worte fand. Ich spielte, und was mir selber Trost gewährte legte sich auch, wunderbar genug, wie eine sanfte Hand auf meines kranken Kindes verwirrte Gedanken, sie zum Frieden zu ebenen. Aus seinen wildesten Rase-

reien lockte ihn der Geige Klang an meine Seite, wo er sich gefügig still an unterwarf. Am Boden hingekauert, den Kopf auf seiner Mutter Schooß, so lauschte er dann stundenlang; zuweilen überfiel ihn sanfter Schlaf dabei; und schlummernd nahm sein Antlitz wieder jenen Ausdruck edler Schönheit an, indem ich des entrückten Lieblings süßes Bild noch einmal zu besitzen wähnte. Dadurch nur inniger begeistert, ward mein Spiel von tiefrer Gluth beseelt und diese Wechselwirkung fesselte uns innig, unzertrennlich aneinander. Mein Herz empfing den Neugeschenkten mit immer tiefrer Liebe, und wenn Liebe überhaupt zu messen ist, o Fritz! — dann lieb' ich dieses letzte kranke Kind das mir geblieben, vielleicht reiner, wärmer, mehr als all die blühenden Sprossen, die mir aus den Armen gerissen worden. Das Unrecht meines verirrten Mutterherzens an ihm wieder gut zu machen, — das ist der Frieden den ich endlich gefunden. Die Fehde ist gefallen, die ich lange mit Gott und

meinem Schicksal geführt. Ich grolle nicht mehr. Selbst meine heimgegangene Kinder beweine ich nicht. Eberhard hat sie zu sich gerufen; sie bitten für mich; und wenn sie so lange gebeten, bis er mir verziehen, dann werd ich selber kommen dürfen. Das wird freilich noch eine lange Zeit währen, denn ich weiß es: lange, lange muß ich leben; es ist meine letzte Sühne, daß ich des Daseins ganze Aufgabe zu Ende bringen muß; nur wer ihn nie gekränkt, dem erläßt Gott den letzten schwersten Theil."

Die Gräfin erhob sich; ich sah sie aufrecht am Kamine stehen, roth von seinem Feuer angeschienen. Die Arme hingen schlicht an ihr herab, in edlen Linien fügten sich des Kleides Falten um ihre ernste, hohe Gestalt. Das liebliche Bild des Mädchens, das einst so anmuthreich meine Knabenphantasie beschäftigt, trat in den Hintergrund gegen die schmerzliche Erhabenheit dieser alten Frau, die durch schwere Schicksale aller Kleinlichkeiten

entkleidet, gefaßt und groß hier vor mir stand, eine Priesterin des Schmerzes, den sie spät aber mit Würde tragen gelernt.

Sie wandte sich zu mir und reichte mir die Hand. Durch die Vorhänge am Fenster sah ich den grauen Morgen schimmern; das Feuer im Kamin sank leise zusammen.

„Gute Nacht, Fritz," sagte sie freundlich; wir haben beinah schon zu lange aufgesessen. Es wird Tag. Geh jetzt und ruhe, träume von deiner glücklichen Knabenzeit, von den Schneeglöckchen im Garten Deiner Eltern; und wenn Dich alte Bekannte nach Alexandra fragen, sag: sie pflegt getreu ihr seelenkrankes Kind und hofft, daß ernste tiefe Reue einst Versöhnung findet — hier und jenseits." —

Ich fand kein Wort, der Gräfin auszudrücken, was mich tief bewegte. Still drückt' ich nur die dargebotene Hand; noch einmal bot sie mir herzlich gute Nacht und ich ging.

Während der kurzen Zeit, die mir noch auf dem Schloß zu verleben übrig blieb, war ich fast unausgesetzt bei Alexandra. Sie schenkte mir unbegrenzt ihr Vertrauen und theilte mir noch manche Einzelheit aus ihrem Leben mit, die mich den eigenthümlichen Entwickelungsgang ihrer Natur immer deutlicher erkennen ließ. — Moritz, den ich Tags über immer bei ihr traf, gewöhnte sich allmählig an meine Nähe. Ich fand ihn gegen seine Mutter fromm und hingebend wie ein Kind; sie wandte sorgend kaum das Auge von ihm fort; es war, als übertrüge sie mit jedem Wort, mit jedem Blick etwas ihres geistigen Seins auf ihn und der Bedürftige empfing die Spende mit rührender Dankbarkeit und Liebe.

Am Vorabend meiner Abreise war ich noch spät bei Alexandra; wir schieden von einander innig und herzlich bewegt, noch einmal unserer ersten Beziehungen gedenkend, die für uns Beide in ferne glückliche Jugendzeit zurückreichten.

Tags darauf, zu früher Morgenstunde, hielt mein Wagen vor der Thür. Bejamin trug das Gepäck hinaus. Ich folgte, den weiten Hausflur entlangschreitend, auf dem in der Morgenstille meine Tritte einsam schallten. Da hört ich drüben in der Gräfin Zimmer ihr Geigenspiel. Fast wie aus Träumen drangen die Töne an mein Herz. So innig wußten sie's zu rühren, daß ich mich langsam wendend, den Weg nach Alexandra's Gemächern suchte. Als ich vor ihrer Thüre stand, theilt ich den Vorhang auseinander, der ihr Zimmer von dem Vorsaal trennte.

Da saß sie und spielte. Zu ihren Füßen hingestreckt ruhte Moritz, den Kopf auf ihren Schooß, den Blick stier in die Luft. Das lange Haar fiel über sein bleiches, schönes Angesicht, in dem es hin und wieder leise zuckte, als sei ein herber, inn'rer Schmerz erst eben im Erlöschen. Aber die Mutter spielte, und immer klarer, immer himmlischer senkte sich Frieden auf des Kranken Stirn; die Lider

schlossen sich zu leichtem Schlummer und eine Verklärung ging über sein Gesicht, dem Lächeln eines Kindes ähnlich, das im Traum zu Engeln spricht.

Nun sah ich auf zu ihr! — Ja, sie war eine alte Frau, wer wollte es leugnen? — Die tiefen Furchen ihres Angesichtes sagten es nur zu deutlich. Ein oberflächlicher Beschauer hätte kaum noch etwas von jener Alexandra in ihr gefunden, die sich einst so leichsinnig froh am schäumenden Becher der Jugend berauschte. Und doch, in Einem war sie dieselbe geblieben: die süße Gewalt, mit der sie sich alle Herzen zwang, war nicht von ihr gewichen. Wie ihr damals Jeder angehören mußte, der einmal ihren Kreis berührt, so übte sie auch hier in späten Jahren noch einen Zauber aus: selbst in der dunklen Seele dieses geistig verlorenen Geschöpfes, wußte sie Liebesblüthen wach zu rufen — Daran erkannt' ich sie, die Lorelei aus dem Mährchen meiner Knabenzeit.

Als ich eine Weile gelauscht, bemerkte mich die

Gräfin, aber sie wagte durch kein Wort, durch keine Regung den Schlafenden zu stören. Draußen scholl das Posthorn, und rief mich von dannen. Noch einmal winkt' ich ihr zum Abschied mit der Hand, ihre Augen grüßten als Antwort; dann sank der Vorhang wieder zwischen uns; die Klänge ihrer Geige begleiteten mich sanft.

Wiedergesehn hab' ich die Gräfin Wildberg nicht. Mein Beruf führte mich in's Ausland, wo weit ausgesponnene Verpflichtungen mich Jahre lang gefesselt hielten. Nur in weiten Zwischenräumen empfing ich ab und zu ein Wort von ihr — bis mich nun jetzt die Nachricht ihres Todes hier erreicht.

Aus Wildbergshofen schreibt man mir: Graf Herrmann Wildberg hat das Gut bezogen; das alte Schloß steht nicht mehr stumm und öde; fröhliche Gäste tanzen im Saal, es springen und spielen

wieder blühende Kinder im Garten. — Ueber dem einfachen Stein, der nur den Namen „Alexandra" trägt, breitet ein alter, riesenstarker Weidenbaum seinen kühlen Schatten. Auf dem knorrigen Stamm lassen sich noch die Umrisse der einzelnen Bäume erkennen, die ihn zusammenwachsend gebildet. Die breite blätterreiche Krone schauert und rauscht; zur Maienzeit singen Vögel darin.

Vor Kurzem hat man dort ein zweites Grab aufgeworfen, denn der kranke Sohn ist seiner Mutter rasch gefolgt.

Das Geld.

Wo die Julischen Alpen in ihrer südlichen Abdachung sich hin und wieder noch zu einzelnen Höhen aufwerfen, ehe sie sich ganz nach dem Meere herabsenken, — klomm langsam und schwer bepackt ein englischer Reisewagen die breite Landstraße hinauf, die über den waldigen Rücken des Karst von Sessana nach Triest führt. Die Landschaft ringsumher trug den Charakter markiger Alpennatur, eigenthümlich gepaart mit der milderen Schönheit des immer näher rückenden Südens. Die Zwei im Wagen sahen davon nicht viel. Ganz in einander versunken, war die Erde ihnen nur die Scholle die ihr Glück trug. Er hatte den Arm

um ihre zärtliche Gestalt gelegt, und ihre blonden Locken ringelten reich und zwanglos über seine Schulter, als sie sich an ihm schmiegte und ihn aus blauen Augen ansah — so still — so glücklich! —

Auf der Höhe von Opschina erschließt sich ein weites, unvergleichlich schönes Panorama. Fast meint das Auge hier die Grenze zu erkennen, die Nord und Süden von einander scheidet. Hoch thürmen sich finster und groß die mächtigen Alpen empor, ein rauher Wind pfeift um ihre zackigen Kronen, während unten im Thale schon Italiens mildere Lüfte wehen, und ein ewiges Grün die sanfte Meeresbucht einschließt.

Hier hielt der Wagen an; behende sprang der junge Mann heraus, der groß und von stattlichem Aussehen. Seine Begleiterin folgte ihm, und Arm in Arm vorwärts schreitend, freuten sie sich der herrlichen Aussicht.

„Sieh da Deine neue Heimath, geliebtes Herz!" rief er, nicht ohne Stolz hinabdeutend

auf das prächtige Triest, in dessen Häusermassen der Abend schon seine Lichterchen anzuzünden begann. Stumm betrachtete die junge Frau alle Herrlichkeit rings umher.

„Wie unendlich schön!" rief sie dann mit innig bewegter Stimme. „Es überwältigt mich!" — und die gefaltenen Hände gegen ihre Brust drückend, hob sie die Augen auf zu ihrem Mann; zwei große helle Thränen glänzten darin.

„O weinen darfst du nicht!" rief er zärtlich scheltend. „Meine Frau soll immer lächeln; das ganze Leben will ich ihr, dieser Gegend gleich, zum Paradiese machen. Siehst du, Ada, die prächtige Stadt dort unten wird deine Heimath sein und Du darfst Dich darin dreist zu den Ersten und Besten zählen. Auch über das Meer hinaus wird Deine Macht reichen, kleine Königin, denn jene Schiffe dort — am Molo siehst Du sie liegen! — die gehören Dir; sie tragen Deine Reichthümer in andere Welten und bringen sie Dir doppelt, dreifach zurück.

Kein Wunsch soll dir unerfüllt bleiben mein lieber, süßer, mein herrlicher Engel — Du sollst glücklich werden, glücklich wie kein anderes Weib auf Erden."

Er zog sie dicht zu sich heran und küßte ihre Augen, in denen die Thränen der Ausdruck überfließenden Glückes waren, das sich in ihrem innig tiefen Gemüth nur anders abspiegelte als in seinem raschen Wesen. Sie fest im Arme haltend, als sei sie ein Theil von ihm, erklärte er ihr nun die Gegend rings umher, in der er geboren und aufgewachsen war, und deren mannigfache Schönheit er fast wie ein Eigenthum glücklich und stolz betrachtete. — Erst die immer tiefer herabsinkende Dämmerung erinnerte die Liebenden, daß es Zeit sei aufzubrechen. Da wandte Ada den Blick zurück nach der grauen Bergwand, die sich hinter ihr aufthürmte; schon schwebten nächtliche Schatten um die ernsten Häupter jener Riesen. Ada's grüner Schleier flatterte im Abendwind, er grüßte noch einmal zurück nach der lieben deutschen Heimath, dann stieg sie ein,

ihr Gatte folgte und rasch und lustig rollte der Wagen die breite Landstraße hinunter nach Triest. —

Das junge Ehepaar, das hier so hoffnungsvoll seinem neuen Glück entgegeneilte, war Robert Welker, einer der angesehensten deutschen Kaufleute in Triest, und seine hübsche Frau, die ihm erst seit wenig Tagen angetraut. Verwandte, Freunde, ein zahlreicher Bekanntenkreis empfing das junge Paar und machte sich's zur Pflicht, seine Ankunft glänzend zu feiern. Diners, Soiréen und Bälle folgten aufeinander und Ada Welker ermüdete fast unter den Freuden, die ihre neue Stellung mit sich brachte. Ein ähnliches Treiben wenig gewohnt, in ländlicher Einsamkeit erzogen, mußte sie sich in dies Leben erst finden lernen. Bisher hatten stille, ernste Beschäftigungen, ein einfaches Wirken in enggezogenem Kreise ihr Dasein ausgefüllt. Bei einem Badeaufenthalt lernte sie den jungen Welker kennen, den ihre Anmuth fesselte. Seine schnelle Neigung,

sein warmes Begehren, brachten Ada fast um ihr inneres Gleichgewicht, das bisher auf ruhigen Entwicklungen begründet gewesen. Aber die Liebe, die auch ihr Herz mit sanften Gluthen erwärmte, löste alles in Harmonie. Ada verließ den stillen Kreis, der ihrer Kindheit Heimath gewesen und folgte dem Gatten in seine glänzende, geräuschvolle Welt.

Die Firma J. A. Welker war seit beinah einem Jahrhundert ein glänzendes Blatt in der kaufmännischen Geschichte Triests; Glück und Ehrenhaftigkeit hatten ihren Ruf begründet und erhalten. Der letzte Welker war Aeltester der Kaufmannschaft, ein Mann von hohem Einfluß gewesen. Er starb hochbetagt in seinem Comtoir am Pulte sitzend, wo er Millionen verzeichnete. Als einzigen Erben seiner Reichthümer und seines glänzenden Namens ließ er einen Sohn — Robert — der, obwohl noch jung, doch ganz gewachsen war, mit Ehren fortzuführen was seine Vorfahren mit Glück begonnen. Nicht nur das Schicksal hatte ihn in seinen äußeren

Verhältnissen glänzend hingestellt, auch die Natur verschwendete an ihm. Sein Antlitz war edel gebildet, sein Körper kräftig gebaut; eine rasche Fassungsgabe, ein freier Ueberblick und männliche Thatkraft stellte ihn geistig neben die Besten. Kühn und der leichten Erfolge sicher stieg sein Ehrgeiz von Stufe zu Stufe. Was die Vorältern gesäet, kam in seinen Händen zur Blüthe; ein rechtes Kind des Glückes stand er da auf seiner stolzen Höhe, von Allen bewundert, von Vielen beneidet.

Drei Wochen lang hatte das junge Paar in wechselnden Freuden verlebt. Allmählig begann sich nun die Zahl der Feste zu vermindern; die wärmere Jahreszeit rückte heran, die Stadt ward leerer und Ada genoß die ersten ruhigen Stunden ihrer Ehe. — Es war am Morgen, sie saß mit Robert beim Frühstück; ihre ganze Umgebung athmete freundlichste Behaglichkeit. Durch eine offene Balkonthür strömte leichte laue Luft herein; draußen schimmerte das weite blaue Meer, auf dem

einzelne weiße Segel, gleich Silberblüthen hingestreut.

„Wie glücklich bin ich, endlich mit Dir allein zu sein!“ — sagte Ada, freundlich ihre Hand auf Welker's Arm legend, „mein lieber, guter Robert. Und nicht wahr, nun werden wir stiller leben, daß ich Muße finde, mich meines eigenen Glücks zu freuen!“ —

Sanft schmiegte sie ihr blondes Köpfchen an seine Brust und sah ihn an aus treuen blauen Augen, auf ihrer klaren Stirn stand es geschrieben, daß sie glücklich war.

Da klopfte es.

„Wer kommt schon wieder?“ fragte Ada fast betrübt.

„Herein!“ rief Robert. Leise ward die Thür geöffnet und herein trat ein kleiner alter Mann mit weißen Haaren. Er trug einen grauen Ueberrock und verbeugte sich wiederholentlich. „Ist es erlaubt?“ fragte er dann zögernd und bescheiden.

„Ah, sind Sie es Helm!" rief Robert, „nur näher, näher, was bringen Sie?" —

Der kleine Alte trat immer noch dienernd heran.

„Verzeihung, Herr Welker," begann er mit lispelnder Stimme, „ich störe — aber so eben traf die Post aus der Levante ein, vielleicht wichtige Nachrichten — ich dachte" — „Her damit!" — rief Robert aufmerksamer, dem Alten den hingereichten Brief fast aus der Hand reißend. Er trat damit an's Fenster und las. —

Helm war der erste Buchhalter im Welker'schen Geschäft. Seit funfzig Jahren diente er der Firma mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit und einer Treue, die man fast poetisch nennen konnte. Als Knabe zu Robert's Großvater in's Geschäft getreten, war seine Kindheit hinter dem Pult zur Jugend gereift und seine Jugend wieder in den Zahlen und Rubriken seiner Bücher versunken. Er sah seinen Prinzipal sterben und Robert's Vater an die Stelle treten; er sah dessen Kinder zur Welt kommen,

groß werden, einige davon wieder scheiden und endlich Robert an die Stelle des Vaters treten; alle diese Menschen hatte er lieb gehabt, und doch änderte ihr Kommen und Gehen kaum etwas, — er diente der Firma, die Firma war der Abgott seines Herzens. Dabei konnte man ihn weder trocken, noch gleichgültig nennen; es kniet nur ein Jeder von uns vor anderen Göttern; dem Einen ist ein geliebtes Menschenherz der Altar, wo er Liebesopfer spendet, dem Anderen ein Kunst-Ideal oder eine große Idee Sporn seines Strebens — des alten Helm's Brennpunkt war ein Name, und der Begriff von fester Ehrenhaftigkeit und wachsender Größe, der sich an ihn knüpfte. Auch diese Liebe hatte ihre Poesie.

„Madame Welker haben wohl geruht?“ begann jetzt Helm sich dienernd zu Ada wendend.

„Danke!“ entgegnete diese freundlich, „sehr wohl; aber nehmen Sie doch Platz, Herr Helm!“ —

„Bitte, bitte!“ rief Helm bescheiden, fast ab-

wehrend, sich dann knapp auf den äußersten Rand eines Stuhles niederlassend. „O Madame Welker," fuhr er leise fort, mit einem bedeutungsvollen Blick auf Robert — „ich glaube wir haben große Nachrichten erhalten, große Nachrichten!" — „So?" fragte Ada gespannt, „doch nichts Unangenehmes?"

„Im Gegentheil, im Gegentheil! die Firma hat ein neues Glücksloos gezogen. Es ist eine Freudenbotschaft für uns Alle," — Thränen traten in des Alten Augen — „ich diene der Firma schon seit funfzig Jahren, Madame; mein altes Herz geht über, wenn ich sehe, wie sie gedeiht und wie des Himmels Segen auf ihr ruht. Die Firma, geschätzte Madame Welker" —

„Helm," unterbrach ihn Robert hier, rasch seinen Brief zusammenfaltend, „Sie wissen, was dieses Blatt enthält?" —

„Ich glaube, ich weiß — ich ahne" — stammelte der Alte.

„Brillantes Geschäft!" rief Robert raschen Schrit-

tes das Zimmer durchmessend, — „brillant in mehr als einer Beziehung!“ — Er strich mit der Hand über seine heiße Stirn, in seinen Augen funkelte aufgeregte Freude. — „Weiß Wiegand schon davon?“ —

„Herr Wiegand waren beschäftigt,“ entgegnete der Alte, „ich konnte noch nicht“ —.

„O dann muß ich rasch — das ist zu wichtig, zu bedeutend“ — rief Robert hastig nach der Thür eilend.

„Robert!“ rief ihm Ada nach, aber er hörte nicht, raschen Schrittes sprang er die Treppe hinab; der alte Helm folgte langsam.

Zwölf Uhr hatte geschlagen; im Comtoir unten war alles still und leer. Nur ein Mann saß an seinem Pulte und rechnete. Er war noch jung, davon zeugte das glänzend schwarze Haar, das in der Mitte gescheitelt, platt und schmucklos sein dunkles Antlitz einfaßte; aber in den starren, eisenfesten Zügen hatte jugendliche Weichheit nie ge-

wohnt. Seine lange, weiße Hand schrieb große Zahlen in ein Buch; sie sahen alle aus wie der Mann selber, so steif und starr. Selbst beim Schreiben saß er ganz aufrecht und wie es schien regungslos, nur seine Hand schob immer etwas weiter hin auf dem Papier. Dies war Herr Wiegand, Robert Welker's Compagnon.

„Da, Wiegand, lesen Sie den Brief hier!" rief Robert eintretend.

„Was ist's?" fragte Wiegand kalt.

„Unsere drei Ladungen Kaffee sind eingetroffen; wegen Schluß der englischen Häfen enormes Verlangen danach, alles in zwei Tagen zu fabelhaften Preisen verkauft; die Schiffe sind schon auf der Rückfahrt, wir können noch einmal verladen und noch einmal gewinnen!" —

Wiegand las den Brief, auf seinem Gesicht veränderte sich nichts, nur etwas schneller schien er zu athmen. „Ich schätze den Gewinn auf zweimal hundert tausend Gulden," sagte er nach kurzem

Ueberlegen. Dann stützte er das Kinn in die Hand — „Hm, das ist nicht übel!"

„Zweimalhunderttausend Gulden!" — klang es wie Echo aus Helm's Mund, der mit gefaltenen Händen mitten im Zimmer stand; „zweimalhunderttausend Gulden! Du guter Gott!" —

„Und daß das gerade jetzt kommt," rief Robert warm; „kein Mensch hat baares Geld und uns rollt das Silber so in's Haus. — Famos können wir's anlegen," fuhr er sich mehr und mehr erhitzend fort, — „die neue Anleihe — kolossale Zinsen — das häuft sich — zum Teufel Alter, was starren Sie so in's Blaue?" wandte er sich zu Helm, ihm kordial auf die Schulter schlagend, „kommen Sie, so etwas muß gefeiert werden. Ein Glas Burgunder — die Firma soll leben!" —

Recht im Gegensatz zu der lebhaften Freude des Gatten, saß Ada still oben in ihrem Zimmer, noch auf derselben Stelle, wo Robert sie verlassen. Nachdenklich den Kopf mit der Hand stützend, blickte

sie hinaus in die weite Landschaft, die sich vor ihrem Fenster öffnete, das Meer blaute weit hin; am Himmel stiegen einzelne Wolken auf; die frische Morgenluft hatte der Schwüle des Tages Platz gemacht. Auch Ada's Seele war schwül und bedrückt; gleich Gewitterwolken zogen allerlei bange Gedanken über den klaren Horizont ihres reinen Gemüthes.

Endlich kehrte Robert zurück. Er beugte sich über sie nnd hob ihr Kinn empor; da schlug sie die tiefen Augen auf zu ihm.

„Was hast Du?“ fragte er befremdet, „ich glaube gar Du bist traurig.“

„O nein,“ rief sie, „nein, Du bist ja wieder da; erzähle mir Robert, was ist Dir begegnet?“

Nun zog er einen Stuhl heran und saß nieder neben ihr. Zärtlich ihre Hand in die seine nehmend, berichtete er von seinem Glück, seinen Aussichten und Ada hörte aufmerksam zu. Es hatte sie gekränkt, daß er von ihr eilen konnte, ohne ihr auch nur anzudeuten, was ihn so tief bewegte;

sie hätte in jedem Lebensmoment ihre innerste Empfindung zuerst mit ihm getheilt. Jetzt, wo er wieder liebevoll sich zu ihr gewandt, war das rasch vergessen. Mit sonnigem, strahlendem Lächeln blickte sie auf ihn. Sein dunkelblondes Haar, weiter aus der Stirn gestrichen als gewöhnlich, gab ihm ein freies, offenes Ansehen; auf seinen Wangen lag freudige Röthe, das Lächeln des Glücks auf seinen Lippen; vielleicht hätte hier ein leiser Zug von allzu sicherem Triumphe fehlen können, aber Ada, die mit den Augen der Liebe blickte, übersah das.

Dennoch mischte sich in das Gespräch der Beiden bald eine kleine Differenz, die erste in ihrer jungen Ehe. Die Verschiedenheit ihrer innersten Naturen offenbarte sich in der Art, wie jeder von ihnen in seiner Weise das Ereigniß des Morgens auffaßte. Ada fühlte sich von so viel überschwänglichem Glück fast bang bedrückt; Robert dagegen strebte immer noch nach mehr — immer neuer Staffeln bedurfte seine wachsende Größe.

„Lassen wir das Disputiren," rief er endlich aufspringend, „du hast keine Kaufmannsseele, ich kein schwärmerisches Mädchengemüth! Komm laß uns glücklich sein, das ist das Klügste! — Der Wagen hält vor der Thür; laß uns, ehe das Wetter dort heraufzieht, hinaus an das Meer fahren. Komm Schatz, sei lustig, lächle, putze Dich! Mehr als um all meine Reichthümer, soll mich die Welt um meine schöne Frau beneiden!" —

„Da fahren die reichen Welker's!" sagten die Spaziergänger auf der Promenade, an denen Robert's eleganter Brougham vorbeirollte. „Er sieht doch verteufelt hochmüthig aus." — „Sie ist eine hübsche Frau! aber der Stolz wird ihr wohl auch bald den Kopf verdrehen!" — So urtheilte die Menge. An Ada's Seele hing ihr Reichthum wie eine Centnerlast und machte sie fast demüthiger als Armuth es gekonnt.

Es kam im Laufe dieses Sommers noch öfter vor, daß Ada schmerzliche Eindrücke zu bekämpfen

hatte. Mehr und mehr empfand sie, daß sie in Robert's Herz nur einen zweiten Platz einnahm; obenan saß der Ehrgeiz, und die weichen edleren Regungen in seiner Seele unterwarfen sich diesem eisernen Regenten.

Sommer und Herbst waren vergangen; der Winter nahte mit seinen finsteren Tagen, die selbst jenem milderen Himmelsstrich nicht erlassen werden. Es war im November. Der alte Helm schrieb an seinem Pult, Robert blätterte in den eben empfangenen Zeitungen.

„Das sind kuriose Zeiten," begann er wie zu sich selbst; „schon wieder zwei große Häuser gefallen. Die Geldkalamität wird immer größer."

Helm blickte über seine Brille weg. „Wir können jetzt doppelt stolz sein auf unsere Firma, Herr Welker!"

„Wills meinen!" warf Robert hin. „Wir stehen fest. Und wenn's zum Aeußersten käme, bleibt uns das Haus in Smyrna eine feste Stütze." —

Er lachte. „Es ist doch hübsch ein großer Mann zu sein, Helm!" —

„Und eine große Firma zu vertreten," entgegnete der Alte, sich wieder zu seinem Contobuch herunterbeugend.

Jetzt trat Wiegand herein, gleichfalls ein Zeitungsblatt in Händen.

„Das Haus Sartori stellt seine Zahlungen ein," sagte er kaltblütig, sich niedersetzend.

„Sartori?" fuhr Robert auf. „Tod und Teufel wie kommt das? Ich dachte die wären sicher.

„Ein Banquerott in Marseille", erklärte Wiegand unbewegt.

Robert war von dieser Nachricht sehr erschüttert. Sein Hochmuth hätte triumphiren können, das Haus Sartori fallen zu sehen, welches allein mit dem seinen rivalisirte; aber das auswärtige Falliſsement beunruhigte ihn. Er ging im Zimmer auf und ab, den Blick zu Boden gerichtet. Wiegand verstand ihn.

„Es geht uns nicht im Geringsten an," entgegnete er auf Roberts unausgesprochene Gedanken; hat nichts zu thun mit unseren auswärtigen Verbindungen. Lesen Sie selbst!" — damit schob er ihm die Börsenzeitung hin. —

Eine Stunde später verlangte Herr Sartori Welker zu sprechen. Robert empfing ihn in seinem Cabinet, sie sprachen lange und lebhaft miteinander. Als Robert in's Comtoir zurückkehrte, war er verstimmt.

„Wollte Sartori Geld haben?" fragte Wiegand, ohne von seinem Pulte aufzublicken.

„Sie haben's errathen! Er verlangt 50,000 Gulden auf zwei Wochen. Damit sei ihm geholfen, meint er. Ich habe gesagt, ich würde es mit Ihnen besprechen, Wiegand — nur um mir den Mann vom Halse zu schaffen."

Wiegand sah auf und lächelte mit einem höhnisch unheimlichem Ausdruck.

„Narrheit!" sagte er dann kalt. „Wir können

unser Geld selber verwerthen. — Hören Sie einmal, Welker, da wollte ich Ihnen ohnedies etwas proponiren," — er legte seine Feder nieder und stützte den Arm auf das Pult — „es ist dem Satori eine Ladung Reis mit Beschlag belegt; statt ihm nun das Geld zu geben sie auszulösen, kaufen wir sie selber; so etwas wird billig weggegeben und wir geben es für's Doppelte. Was meinen Sie?" —

Robert sann nach.

„Muß baar bezahlt werden; — wir erschöpfen unsre disponiblen Fonds, — kann das nicht eine momentane Verlegenheit geben?" —

„Sie vergessen die große Zahlung aus Smyrna, die nicht ausbleiben kann."

„Hm — Hm! schon recht!" überlegte Robert. „Ja eigentlich, Wiegand — warum nicht — zum Teufel! man muß riskiren! schreiben Sie nach dem Reis. Und zwar bald, sonst schafft sich Sartori das Geld und wir sind darum."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und

blieb den Morgen über unruhig und erregt. Als er beim Mittag seiner Frau begegnete, fragte sie, ob es nun wirklich wahr sei, daß Satori gefallen.

Roberts Bestättigung machte ihr einen tiefen Eindruck. Sie war zu weich gebildet um solche Schicksale kaltblütig hinzunehmen. Auch befremdete es sie, daß Robert nicht mehr persönliche Theilnahme an der Sache zeigte. — Nach dem Essen blieb sie allein. Im Kamin brannte ein behagliches Feuer, da ward ihr Frau Sartori gemeldet und hereintrat eine Frau, die sie stolz und reich gekannt, schwelgend in allen Genüssen glänzender Glücksgüter. — Heut kam sie zu Fuß, bei Nacht, allein. Der Regen hing an ihrem Mantel, an ihrem Haar und als sie den Schleier zurückschlug, zeigte sie ein blasses verkümmertes Antlitz. Sie kam um zu betteln — eine Fürbitte wollte sie erbetteln bei Robert für die Sache ihres Mannes.

„O“, flehte sie halb auf den Knieen zu Ada, die sie als weich und gut kannte, „Madam Welker,

Sie wissen noch nicht wie Elend thut! Es ist nicht der Reichthum, daß der hingeht, aber die Ehre, die Ehre — ich habe Kinder, Madam Welker, denen ich einen ehrlichen Vater erhalten möchte. Retten Sie, retten Sie, — nur die Ehre, das Geld mag hingehen."

„Was kann ich thun?" fragte Ada erschüttert, die Flehende zu einem Sessel führend.

„Nur ein Wort von Ihrem Mann," rief die Sartori ermuthigt. „Ihr Mann kann helfen, es kostet ihm ein Wort und wir sind gerettet. Sartori hat ihn vergeblich gebeten, aber wenn Sie bitten, die er liebt, — er kann nicht nein sagen — es muß ihn rühren — bitten Sie, es wird Ihnen Segen bringen, Segen dem Kinde, zu dem der Himmel Ihnen Hoffnung geschenkt."

Ada war tief bewegt, sie versprach das Ihrige zu thun und wünschte selber, daß es ihr gelingen möchte.

Robert und Wiegand kamen zum Thee, sie trug

ihre Bitte offen und einfach vor. Die Wolken, die schon den ganzen Tag hindurch Roberts Stirn umdüstert, zogen sich dunkler zusammen.

„Bitte, Ada, misch Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehst. Ueberlasse mir zu thun was nöthig ist."

„Ich rede nicht in Deine Geschäfte hinein, Robert", entgegnete sie mit jener Unerschrockenheit, die einer festen Ueberzeugung entspringt, ich rede zu Deinem Herzen, zu Deinem Gefühl für Menschlichkeit. Laß das lauter sprechen als die kaufmännischen Interessen. Sei nicht hart Robert! hilf — da Dir das große Glück geboten wird, helfen zu können."

„Kind, ich sage Dir noch einmal, Du verstehst das nicht" — rief Robert unwillig, aber weniger bestimmt als zuvor.

Da fiel Wiegand ihm in's Wort und bei dem bleiernen Ton seiner Stimme, sanken Ada's bittend

gefaltenen Hände schlaff herab, sie wußte daß sie nun verloren hatte.

„Es wäre ein seltsamer Kaufmann, der mit dem Herzen speculirte, gnädige Frau," begann er scharf; „Ihr Herr Gemahl ist zu tüchtig in seinem Beruf, um so glückliche Gelegenheit zu einem Geschäft, wie diese ist, ungenützt vorübergehen zu lassen. Auch ist bereits alles eingeleitet, wir kaufen Sartori's rückständige Waaren selber an!" —

Ada erbleichte; diese Wendung hatte sie nicht erwartet.

Robert war an das Fenster getreten und starrte draußen in's Dunkle; fieberhaft trommelten seine Finger auf der Scheibe — er kämpfte — einen Moment hatte Ada's reines Gemüth wie mit Engelsflügel seine Seele gestreift — er hatte sie verstanden, aber da sprach Wiegand die harten Worte — Habgier und Ehrgeiz warfen ihre Teufelskrallen über Roberts Herz — da war's entschieden und Ada's Thränen flossen vergeblich.

„Was die Weiber doch für verdrehte Einfälle haben!" — murmelte Wiegand vor sich hin, im Rückblick auf die Scene beim Thee, als er spät Abends noch einmal in's Comtoir trat. So eben war ihm die Nachricht von Sartori's Festnehmung zugegangen. Er schloß den eisernen Geldschrank auf, noch einmal die Summe durchzugehen, mit der morgen der Reis gezahlt werden sollte. Der Sturm klappte mit den Fensterladen, das Licht flackerte bang in Wiegands Hand. Knarrend öffnete sich der schwere Schrank. Da lag das blanke Geld — Wiegands Rechte zuckte fieberhaft darüber hin — die Thaler klangen, — er lächelte — und Klang und Lächeln schien wie ein Gruß der Hölle, denn an diesem Geld hing eines Menschen zerbrochenes Geschick und dennoch freute sich ein anderer Mensch daran. Wiegands Finger, die kälter waren als das Metall selber, wühlten immer tiefer in dem Haufen und sein Lächeln ward immer entsetzlicher. „Schade, schade!" — rief er mit heiserer Stimme,

„daß man sich von dir trennen muß, reizendes Gebilde; aber rollt nur ihr Thaler — rollt! Schwerer und schwerer kommt ihr zurück und die Masse wird größer und ich habe immer mehr — und mehr" — da riß der Sturm einen Fensterflügel auf, prasselnd und lärmend schlugen die Scheiben zu Boden.

Wenige Häuser davon war ein armes Weib von Wahnsinn getroffen zusammengebrochen, als man den Gatten in ein ehrloses Gefängniß schleppte.

„Nimm die Schuld von uns, du großer Gott!" — betete Ada's fromme Seele.

Robert träumte, man habe ihn in einer Zeitung den zweiten Rothschild genannt.

Am nächsten Morgen traf Ada den alten Helm im Vorzimmer; er trug Papiere in der Hand und dienerte in gewohnter Weise.

„Guten Morgen Helm!" rief Ada zerstreut.

„Madame Welker seh'n blaß aus; sind doch in gutem Wohlsein, wenn ich fragen darf?" —

„Ich kann den Gedanken an die Sartori's nicht los werden“ entgegnete Ada, mit der Hand über die Stirn fahrend, — „es ist gar zu entsetzlich; — und daß wir ihnen nicht geholfen haben!! —“

„Ah Madame“, entgegnete Helm, bedenklich die Achseln zuckend, — „das ging nicht an. Seh'n Sie, hier sind die Quittungen, — der Reisankauf, Sie wissen! — ein ausgezeichnetes Geschäft! So etwas darf man sich nicht entgehen lassen!“

Ada wies schaudernd auf die Papiere in Helm's Hand.

„Sie sollten das verbrennen“, lieber Helm, — „es wird kein Segen daran hängen!“ —

„O beste Madame Welker“, entgegnete der Alte wichtig, „das bringt der Firma Großes ein und sehn Sie, die Firma — darauf kommt doch am Ende Alles an!“ —

Ada wandte sich ab. —

Es waren wieder acht Tage vergangen. Die Geldkrisis hatte ihre Höhe erreicht. Sämmtliche kleinen Häuser waren gefallen, die größten schwankten, auch Robert hatte bedeutende Verluste erlitten. Die Reisentreprise zeigte sich für den Moment, wo Niemand wieder kaufen wollte, als ein verfehltes Geschäft. Oft lief Robert eine unsagbare Angst wie siedendes Oel durch's Mark; aber das waren nur Momente, er konnte an kein Mißgeschick glauben; zu schmeichelnd und zu tief hatte das Glück seinen Liebling in Sicherheit eingelullt. Roberts Gesellen, Wiegand und Helm, waren gleichfalls unbesorgt. Bei dem Alten lebte ein blinder Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Firma. Wiegands Sicherheit wurzelte anderswo. Ohne eines Menschen Wissen hatte er bedeutende Summen bei Seite geschafft, die keiner Krisis, keinem Wechsel unterworfen waren. Mit diesem Bewußtsein ließ er das Schicksal ruhig kommen. So stand Robert, rings von Trümmern fallender Größe um-

geben, keck auf seiner Höhe und würfelte mit dem Verhängniß; sein Weib sah mit ahnendem Herzen das Unheil nahen, gerecht und unabwendbar, und sie erwartete es, gebeugt, in Demuth."

Da geschah es eines Morgens, daß Wiegand noch ernster als sonst in Roberts Cabinet trat und ihm einen hohen, fälligen Wechsel zeigte. Robert warf einen flüchtigen Blick darauf. „Gut, zahlen Sie!" —

„Ja," entgegnete Wiegand spöttisch, ja natürlich werde ich zahlen. Aber wissen Sie auch, daß dann nur noch ein Paar nichtsnutzige hundert Gulden in unsrer Kasse bleiben?" —

„Das Geld aus Smyrna ist da," rief Robert ungeduldig. „Das Schiff ist vom Hafen her schon angezeigt, es handelt sich ja nur darum, daß die Post in die Stadt kommt."

„Hm," — meinte Wiegand, „die Post kann vor Abend nicht hier sein, und wenn zwischen jetzt und Abend etwas kommt" —

„Zum Teufel, Wiegand," schrie Robert auf=

springend, „ich kann es doch nicht ändern. Weiß selber recht gut, wie die Sachen stehen. Sie brauchen mir das nicht noch einmal vorzukauen.“ —

Wiegand ging schweigend in's Comtoir zurück; Robert schritt mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab; er hörte nebenan die Thaler klingen, die Wiegand auszahlte; brennende Röthe zog sich über seine Stirn. Das war das letzte Geld seiner stolzen Firma, wenn binnen jetzt und ein Paar Stunden noch ein Wechsel kam — — aber was denn? Die Post war ja schon da und brachte ihm neue Schätze. Er war ja noch immer Robert Welker, ein reicher, sichrer Mann. —

Es war Nachmittag geworden, nichts war gekommen; Robert begann schon leichter zu athmen; da ging die Thür — ein Kaufmann aus Livorno brachte einen Wechsel auf 800 Gulden. Wiegand ersuchte den Mann zu warten. — Es fehlte nur noch eine Viertelstunde, dann mußte die Post da sein.

Robert war zornig erregt.

„Mein Gott, es ist lächerlich, sich darüber zu bekümmern," sagte er unmuthig zu Ada, die ihm mit warmer Theilnahme nahte. „Ich bin ja nicht unfähig zu zahlen, es handelt sich nur um eine Viertelstunde!"

Unterdessen hatte sich ein zweiter Wechsel gestellt.

An Robert bebte jede Nerve, jeder Blutstropfen in seinen Adern kochte. Eine Ewigkeit dünkte ihm diese Viertelstunde des Wartens; bleiern, wie die Gewichte der Uhr, hing jede Minute sich fest, als könne sie nicht verrinnen; die ganze Macht des Schicksals heftete sich an ihre Sohlen. Endlich, endlich hatte der Zeiger den Kreislauf vollendet — noch eine kleine Weile — und der Bote brachte ein Paquet aus der Levante. —

Fiebernd riß Robert die Siegel voneinander — kein Geld, nur Papiere: — „Das Haus Malan-

drino in Smyrna ist gefallen und leistet keine Zahlung mehr.“ —

Leichenblässe zog sich über Welker's Angesicht; er ballte die Fäuste vor der Stirn, er wollte sprechen — aber ein jäher Krampf lähmte seine Zunge, nur rauhe, wilde Töne, dem Schreien eines Thieres ähnlich, drangen aus seiner Brust. Dann sank er im Sessel zusammen. Wiegand dagegen verlor keinen Augenblick seine kalte Ruhe; nachdem er die Wartenden abgefertigt, erklärte er im Comtoir die momentane Unfähigkeit des Hauses Welker und kehrte gelassen zu Robert zurück, der unterdessen die Besinnung wieder erlangt.

„Fassen Sie sich, Compagnon,“ rief Wiegand, „es ist noch nicht Alles verloren, man richtet sich ja wieder auf. So etwas ist vorübergehend.“

„Vorübergehend? — Das sagen Sie mir? Vorübergehend, solche Schmach? — Ich, Zahlungen einstellen, ich, mich insolvent erklären und das soll vorübergehend sein? Sind Sie wahnsinnig?“ —

„Mein Gott, das ist schon Anderen passirt,“ entgegnete Wiegand kalt. „Es ist ja damit noch nicht verspielt. Man sammelt sich wieder und so etwas verwischt sich?“ —

„So? So? glauben Sie wirklich“, höhnte Robert. „Aha — ich soll wohl ganz klein und bescheiden wieder von vorn anfangen — ich — Robert Welker, — soll mich auf der Börse über die Achseln ansehen lassen, mich beugen, mich ducken. Nein, ich will nicht! — Und könnte ich auch wieder steigen, so lebte doch die Erinnerung noch: Der hat auch einmal gezittert, dem hat's auch einmal gefehlt. Und das will ich nicht!“ —

„Versuchen wir Geld aufzunehmen!“ begann Wiegand, ohne Roberts Heftigkeit zu achten.

„Noch besser!“ herrschte Welker. „Hei, das wäre lustig, wenn ich borgen, betteln ginge, ich, der reiche Welker! — Sie sind verteufelt simpel in Ihren Vorschlägen, Wiegand!“ —

„Aber etwas muß doch geschehen,“ rief jetzt

wie aus einem Traume erwachend der alte Helm — „die Firma muß doch gehalten werden.“

„Hol' der Henker die Firma! Ich mag kein zusammengeflicktes Kleid!“ — rief Robert düster; „werft lieber den Lumpen gleich in's Feuer, so kann wenigstens Keiner drüber lachen.“

Er ging hinaus, — die Thür fiel schwer hinter ihm zu.

Im Comtoir ward unterdessen allerlei durcheinander gesprochen. Wiegand allein stand seinen Leuten mit eisenfester Kaltblütigkeit. Der alte Helm saß zusammengekrümmt in einem Winkel, stierte vor sich hin und bewegte nur zuweilen die Lippen in lautlosen Reden.

„Ist es möglich?“ — riefen die Einen. „Warum war er so übermüthig!“ die Andern. „Er hätte sich das nicht gedacht vor acht Tagen, als Sartori fiel. Jetzt wird er wohl ein ander Gesicht machen!“ —

Da dröhnte plötzlich ein dumpfer Knall durch's

Haus — die Schwätzer verstummten, die Neugierigen standen wie angewurzelt.

„Da ist ein Unglück geschehen!“ — rief Wiegand, ergriff einen Leuchter und lief die Treppe hinauf. In seinem Schlafzimmer lag Robert am Boden mit zerschmettertem Gehirn, die Pistole noch in der Hand — regungslos — todt.

Spät in derselben Nacht ward leise die Thür des Comtoirs geöffnet. Wiegand, in Reisekleidern, trat herein. Er erschrak fast, als er in dem leeren Raum ein Licht brennen sah — ein trübes heruntergebranntes Licht. Erst als er näher herantrat bemerkte er, zusammengekauert in derselben Ecke, in derselben Stellung wie am Abend, den alten Helm. „Was thun Sie hier?“ — fragte Wiegand streng.

„Ich zahle Wechsel aus, Herr Wiegand,“ entgegnete der Alte lallend — „viele hohe Wechsel. Sie denken wohl unsre Firma kann das nicht? O bitte, bitte Herr Wiegand, unsere Firma ist durchaus nicht insolvent, unsere Firma zahlt immer

— steht wie ein Fels im Meere — Herr Wiegand, die Firma". —

„Verrückt!" sagte Wiegand ruhig, „den hab ich nicht zu fürchten." Damit trat er an den Geldschrank, öffnete und nahm Papier heraus, die er hastig zu sich steckte. Dann schloß er wieder ab und ging leise wie er gekommen. Das Licht brannte immer tiefer und trüber; der alte Helm zahlte Gespenstern ihre Wechsel aus.

Am nächsten Morgen vermißte man Wiegand und mit ihm die werthvollsten Papiere aus dem Welkerschen Nachlaß. Untersuchungen, die hierüber angestellt wurden, blieben erfolglos.

Einsam, verlassen, im tiefsten Herzen gebrochen, blieb nur noch Ada in dem öden Haus zurück. Es wäre vergeblich, zu schildern, was sie empfand. So schwer und schmerzlich ward selten ein Herz geprüft. Aufgerissen aus dem Frieden ihrer Seele, durch seine eigne Hand von einem Gatten getrennt, den sie mit Schmerzen geliebt, um alles Glück, um alle Freude

betrogen, die sich der Jugend und der Schönheit so gern gesellen, stand sie verweist auf der wüsten Stätte, wo schreckliche Erinnerungen sie nicht einmal ruhig weinen ließen. Aber der Himmel hat Engel, die er sendet, Mühselige zu trösten. Auch zu Ada kam ein solcher. Um Weihnachten gebar sie einen Knaben — die Mutterliebe erwärmte wieder ihr schmerzerstarrtes Herz, aus blauen Kinderaugen lächelte ihr neuer Friede entgegen. Ihre Freude war ernst, aber so innig, daß sie ihre ganze Zukunft verklärte. Aeußerlich blieben ihre Verhältnisse zerrüttet, sie mußte arbeiten, um sich und ihrem Knaben das Dasein zu fristen. Sie that es rüstig und freudig; die Armuth erschien ihr wie eine Buße des kurzen, schmerzlichen Reichthums, den sie genossen.

Jahre sind vergangen; über Roberts Grab wächst hohes Gras; es ist einsam dort, die Menschen besuchen nicht gern die Stätte des Selbstmörders.

Aber zur Maienzeit wirft der Frühling doch bunte Blumen darüber, denn die Natur verzeiht und läßt ihre Sonne für Alle scheinen.

Jenseits des Meeres wird ein bedeutendes Geschäft von einem finstren, düstren Mann geleitet, der viel amtliche Tüchtigkeit darin entwickelt und große Reichthümer sammelt, aber dennoch von seinen Mitmenschen gemieden bleibt. Es steht auf seiner Stirn etwas geschrieben wie eine Schuld; er blickt oft hinter sich, als folge ihm Jemand. Vielleicht sein böses Gewissen, denn dieser Mann ist Wiegand, der einst einen Todten beraubt.

Dem alten Helm ward ein minder hartes Schicksal. Der Wahnsinn hat milde Schleier über seine Seele und ihr Weh geworfen. Er lächelt und dienert viel und fragt man ihn: „Wie geht es Alter?" — so antwortet er:

„Ich danke, die Firma zahlt, mein Herr zahlt immer. Die Firma steht fest, — fest wie ein Fels im Meer!" —

Ada besucht ihn zuweilen und bringt ihm von dem Wenigen das sie erübrigen kann. Dann erzählt er ihrem Knaben allerlei kuriose Mährchen von **brutto** und **netto**; zeigt ihm verwirrte Contobücher und schreibt ihm kleine Wechsel aus. Der Kleine knifft Papierschiffchen davon und läßt sie lustig auf dem Wasser schwimmen. Wie hängt der Mutter Blick so lange und innig an ihrem Liebling. Sie lächelt, — der Knabe schlingt den Arm um ihren Hals und drückt die frischen Lippen auf ihren Mund. Warm spielt ein Sonnenstrahl in den goldblonden Locken des Kindes.

Herbsttage.

Blaues Meer — in heitrer Sonnenklarheit seh ich Dich wieder, weit hingestreckt bis an die Schwelle des Himmels, der Deinen Wogenrand küßt! — Flimmernde Lichtpunkte tanzen auf Deiner sanft bewegten Fläche. Fort ist die Erde, fort ihr Staub und ihr Lärm. Abgetrennt von Allem, was sie uns giebt an Freud und Leid, an Bangen und an Glück, schweb' ich einsam zwischen Wasser und Himmel; um mich her Gottes mächtige Schöpfung; hier mein kleines Ich, das in seinen engen Grenzen auch eine Welt birgt. Nichts liegt dazwischen; ich bin allein mit Gott und mit mir selber.

Dort wo grau aufgethürmtes Gewölk den Horizont begrenzt, dort ist Europa's letzter Küstenstreif versunken. Ich schiffe andren Ländern, andren Existenzen zu. Nicht nur die Heimath, auch die Jugend liegt hinter mir! – Kühlende Brise, Du spielst mit Locken, die schon ein grauer Silberfaden mischt. Noch ein Paar Jahr und ich bin ein alter Mann. Da gilt es rasch, eh' Zeit und Kraft verrinnt, noch sein Theil Arbeit schaffen, um nicht umsonst gelebt, umsonst gelernt zu haben. Der Staub der Pyramiden reizt des Forschers Streben, der über der Menschheit Vergangenheit gern die eigene vergäße. —

Grade heut ist es ein Jahr, daß ich mich in Civitá vecchia einschiffte, um nach siebenjähriger Abwesenheit Deutschland, die Heimath wiederzusehn. Damals dachte ich nicht, daß meines Bleibens daheim nicht länger sein würde. Rom und Pompeji hatten meinen Studien übervollen Stoff geliehen. Ich kehrte mit so reichem Material zurück, daß ich

wähnte für Lebzeit genug daran zu haben. Das Museum in B. schenkte meinen Bestrebungen eine anerkennende Aufnahme. Ich blieb den Winter über dort, mit ernsten Arbeiten beschäftigt. Ein Gesellschaftsmensch war ich auch in jüngeren Jahren nie gewesen; jetzt lebte ich zurückgezogener denn je, ganz in meine Thätigkeit versunken.

Der klimatische Wechsel hatte mich angegriffen, Gegen das Frühjahr hin fühlt' ich mich leidend und der Arzt rieth eine Badekur in M. — Ich wollte meine Arbeiten nicht unterbrechen und ließ es anstehen. Als sich indeß mein Zustand mehr und mehr verschlechterte, brach ich im August doch noch nach M. auf. —

Ich sollte dort, geistig mehr als körperlich, eine Krise durchmachen, die mein Leben unerwartet wendete.

Hier in des Weltmeers weiter Einsamkeit sei noch ein letztes Mal jener schmerzlich lieben Begegnung gedacht, und dann — begraben für ewig! —

Ich lebte in M. womöglich noch einsiedlerischer als in B. Von den Gästen kannte ich Niemand; Beschäftigung war mir streng untersagt, so fühlte ich mich bald, trotz der Lieblichkeit der Umgebung, von tödtlichster Langweile ergriffen. Nicht unwillkommen war es mir deshalb, eines Abends im Gewühl der Promenade auf einen alten Bekannten zu stoßen. Paul E—, seiner Zeit Rittmeister in einem schlesischen Kürassier-Regiment, hatte sich, wenn auch mehrere Jahre älter, in Aussehen und Auftreten doch bedeutend jünger erhalten als ich. Die Uniform war abgelegt; aber auch im leichten Civilrock von knappem Schnitt blieb der Soldat unverkennbar. Haupt- und Bart-Haar glänzte von etwas verdächtigem Schwarz, doch ließ die frische Gesichtsfarbe, das lebhaft blitzende Auge ihn noch immer für einen hübschen Mann gelten, der bei den Frauen sein Glück machte. Wie abgelebt und verwittert kam ich mir dagegen vor!

„Guter Leo," lachte Paul, als ich ihm das aus-

sprach, „Du bist bei Deinen Ausgrabungen mit eingestaubt!" — und er hatte Recht. Es altert immer, wenn man es ernst nimmt mit den Dingen, die man treibt. Der Rittmeister hatte es nur mit einem Ding ernst genommen: das Leben zu genießen, und dabei war er jung geblieben.

Bei so verschiedener Lebensanschauung lag natürlich eine große Kluft zwischen uns und von innerem Einverständniß war wenig die Rede. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit gewisser Stadien unseres Lebens, daß es uns am meisten zu den Freunden unsrer ersten Jugend zieht. Nicht als ob wir bei ihnen grade das tiefste Verständniß gefunden; aber mit ihnen tritt vor unsre Seele noch einmal die ganze selige Jugendzeit, für die wir ja doch Alle eine zärtlich sehnsüchtige Vorliebe nicht verleugnen können.

So hatte ich denn drei oder vier Tage in Paul's Umgang ganz behaglich verlebt, als in M. der Geburtstag des Landesfürsten gefeiert wurde.

Da gab es Festlichkeiten aller Art. Solenne Diner's, Tischreden, Conzerte; Abends endlich lustwandelte man auf der prächtig erleuchteten Promenade. Es war ein hübscher Anblick. Lichte Frauengestalten, glänzende Galla-Uniformen, hin und wieder ein nationales Kostüm, — das in größeren Bädern selten fehlt — glitten in bewegtem Wechsel über den dämmrigen Hintergrund der Nacht. Obgleich der August schon zu Ende ging, zeigte sich die Luft noch sommerlich warm. Bunte Lampen hingen wie Blüthen und Knospen im dunklen Laub der Bäume. Ferne Walzerklänge, vom Wind herbeigetragen, jauchzten dazwischen, fröhlich zum Ganzen stimmend.

Wir saßen auf einer Bank unter hohem Lindenbaume. Paul war durch das bunte Schauspiel um ihn her lebhaft beschäftigt; er kannte alle Welt, war entzückt von den hübschen Frauen und nahm das Glas nicht von den Augen. Ich dagegen, ein Fremdling in dieser Welt, wurde des Schauens

bald müde. Die weiche, stille Luft, das Feenhafte der Beleuchtung stimmten mich träumerisch. Ich blickte empor, durch das Zweigwerk der Linde sah ich die Sterne scheinen. Da nahmen meine Gedanken den Flug aufwärts; was da unten schwirrte und wirrte lag weit ab von mir; denn eingeboren war mir's immer ungern am Boden zu haften; es hatten sich mir andere Welten erschlossen und ich weilte gern in ihrer freien, reineren Luft.

„Du bist aber auch verflucht still, lieber Junge," rief plötzlich der Rittmeister. Es ist wahr, ich hatte seine letzten Reden und Fragen gar nicht mehr beachtet. Aufgeweckt, begann ich nun mit ihm ein Weniges zu debattiren. Er schalt mich einen trockenen Philister, den keine Schönheit rühre; ich ihn einen Don Juan, der jeder Schürze nachlaufe. Das Scherzwort sollte sogleich seine Bestättigung finden. Hinter uns rauschten Frauengewänder, feine Stimmen flüsterten und kicherten, endlich senkte sich ein Fächerschlag herzhaft derbe auf Paul's Schulter herab.

„Sie Grausamer, uns so treulos zu verlassen!“ rief dazu eine tiefe, wohlklingende Frauenstimme. Des Rittmeisters Antwort, die jedenfalls eine galante war, blieb in der Luft hängen, denn die Sprecherin war mit ihren Begleitern nur flüchtig an uns vorübergestreift und bereits wieder im Gedränge verschwunden.

Ich mußte laut auflachen, — „Deine Grazien haben kräftige Glieder, Paul! — wer war die Schöne, die ihre Nähe so empfindlich kund giebt?“ —

Paul, der sich die Schulter rieb, nannte mir halb lachend und halb zankend eine Gräfin Regina L—. Als ich weiter nach ihr fragte, schilderte er sie sehr paradox: theils anziehend, theils unbequem. Nicht jung, aber interessant; bildschön, nur leider etwas verwachsen; Aristokratin von Geburt, aber sehr liberal im Umgange.

„Das ist ja eine kuriose Mischung von einem Menschen“ meinte ich.

„Lerne sie kennen", rief Paul; „geschwind, ich stelle Dich ihr vor, Du wirst entzückt sein." —

Das lehnte ich anfangs sehr entschieden ab. Als ich aber inne wurde, daß ich dem Rittmeister einen Gefallen erwies, wenn ich ihn nicht ferner von seinen geselligen Beziehungen abtrennte, die er als treuer Freund nicht ohne mich genießen wollte, — gab ich endlich nach. So folgten wir der Spur unsrer wunderlichen Gräfin.

Wunderlich war sie. Eine Art von Irrlicht, das lockt und neckt ohne zum Ziel zu führen. Als wir an jenem Abend zu ihr stießen, saß sie mit ihrer Gesellschaft am Ende der Promenade, wo es schon einsamer und dunkler geworden. Sie empfing mich mit kecken Scheltworten, da ßich ihr den kleinen Rittmeister, die Perle ihres Kreises, in dem Einer immer verdrehter sei als der Andre, drei Tage lang abtrünnig gemacht. Ehe ich noch ein Wort der Entschuldigung herausbrachte, reichte sie mir schon die Hand zur Versöhnung.

„Nun sind Sie ausgezankt", hieß es, „nun ist es gut. Da setzen Sie sich und sein Sie hübsch lustig mit uns."

Und da saß ich, allerdings ein Bischen wie im Traum! — Seit Jahren jedes geselligen Verkehrs, besonders mit gebildeten Frauen, entwöhnt; durch bestimmte Interessen einseitig beschäftigt und absorbirt — fand ich mich plötzlich in diesen Kreis hinein verzaubert, den eine ungewöhnliche Frau geistig bewegte und beherrschte. Es traf mein Ohr wie eine andere Sprache; aber vorübergehend behagte sie mir. Ich mußte ein paar Mal lachen, und fühlte mich im Ganzen heiter und angeregt.

Die Umgebung der Gräfin bestand meist aus Herren. Nur auf der Bank neben Regina saß noch eine Dame; doch sprach diese wenig oder gar nicht mit. Ihr lichtes Kleid, die schmächtige Gestalt schienen auf Jugend zu deuten; herabhängende Zweige beschatteten ihre Züge.

Als der Nachtwind kühler durch das Laubwerk

fuhr, mahnte ein Vernünftiger in der übrigens sehr ausgelassenen Gesellschaft, zum Aufbruch. Aber die Gräfin wollte nichts von nach Hause gehen wissen. Widerriethen Brunnenrücksichten ein längeres Sitzen im Freien, so könnte man ja noch wandern, meinte sie. Die Nacht war prächtig, bald mußte der Mond aufgehen; auf stiller Bergeshöhe winkte ein weißes Tempelchen.

„Oben singen wir ein Lied!"

„Göttlich!" rief der Rittmeister.

Der phantastische Plan gefiel Allen und wir brachen auf.

Die Dame im weißen Kleid, ihren Namen hatte ich gehört und wieder vergessen, wandelte vor mir! Als Regina sie gefragt, ob auch der weite Weg für ihre zarten Kräfte nicht zu viel sei, und sie verneinend geantwortet, war mir ihre Stimme aufgefallen. Sie schien so zaghaft, unsicher, beinah klang es wie Thränen darin, und doch schmiegte sich der Laut weich und kindlich an meine Seele.

Uebrigens war ein weißes Schleierchen herabgesenkt worden, und obgleich nun die ganze Erscheinung im Lichten stand, unterschied ich doch nichts weiter als die biegsamen Linien ihrer feinen Gestalt.

An waldigem Bergesrücken stieg der Pfad aufwärts. Junge Buchen wölbten sich darüber zum schattigen Dach, unter dem es dunkel und still. Nur die Johanniskäfer am Weg leuchteten den späten Wanderern. Es war eine Nacht zum Sinnen und Sehnen erschaffen; ich empfand ihre ganze andächtige Stille. Erinnerungen griffen über mein Herz und schlugen Saiten wieder an, die ich längst verstummt gewähnt.

Weiter hinauf lichtet sich der Wald; unerwartet erschließt sich dem Blick eine weite Landschaft. Jetzt, in nächtliche Unbestimmtheit gehüllt, erschien sie noch mächtiger, noch weiter. Tief unten sah man aufglühend die Lampen der Illumination. Wie aus fernen Träumen scholl die Festmusik herauf.

Alles war unbestimmt gedämpft. Nur im Vordergrund zeichneten sich ein Paar vereinzelte Tannenstämme dunkel und scharf gegen den klaren Himmel, über den schon des Mondlichts erste Helle flimmerte. Freier wehte die Luft uns entgegen.

Hier rasteten wir. Regina warf sich in's hohe Gras und sah gerade hinauf in die Sterne, die hoch über ihr kreisten. Sie schwatzte dabei allerlei konfus geistreiches Zeug, dem ich zu folgen suchte, um mich von eigenen Gedanken abzuziehen.

„Ich glaube doch wahrhaftig der Rittmeister ist toll geworden," unterbrach sich jetzt die Gräfin selbst; „klimmt er da nicht wie eine Katz' gerad' an der glatten Felswand empor?"

Allerdings, es war ein etwas kurioser Anblick, meinen guten Paul zu sehen, wie er mit überjugendlicher Anstrengung einen steilen Felsblock emporstrebte. Zehnmal rutschte er ab, seine Rockschöße flatterten im Winde; Regina jauchzte: „himmlisch ist er so, himmlisch! Wer zeichnet ihn mir!" —

Diesmal aber sollte aller Spott an des Rittmeisters wirklicher Geschicklichkeit zu Schanden werden. Fest hatte er sich in das überhängende Gestrüpp geklammert, noch einen kühnen Sprung, und oben stand er.

„Bravo, bravo!“ klatschten sie unten.

„Und was wird nun?“ fragte Regina, als Paul durchaus nicht Miene machte, sobald wieder herunter zu kommen.

Da hieß es denn, der Rittmeister habe heut Morgen da oben schöne Zweige voll reifer Brombeeren bemerkt, die sollten nun für das Töchterchen der Frau von Brunnen, — so hieß die junge Frau, — erobert werden.

„Der schlaue Paul!“ — neckte Regina. „Vorsorglich bindet er schon jetzt mit der Tochter an, damit wenn Mama alt wird, er beim Fräulein den Schäfer weiter spielen kann. Aber herunter, Sie Ritter der Damen, herunter! — wir kommen im Leben nicht auf die Höhe, wenn wir hier kleben bleiben.“

Paul sprang herab und überreichte Frau von Brunnen einen wilden Strauß üppiger Ranken. Sie neigte dankend das zierliche Köpfchen:

„Das wird große Freude geben bei meiner kleinen Anna, Rittmeister," sagte sie freundlich ihm die Hand reichend.

Wie war mir denn? Hatte ich diese weiche, sanfte Frauenstimme schon früher gehört, oder lag fern in meiner Jugend etwas, das sie mir zurückrief? — Sie klang so herzgewinnend an mein Ohr.

„Der Mond, der Mond!" rief Einer aus der Gesellschaft, und schon im Begriff zu gehen, wandten wir uns noch einmal, um den Prächtigen auftauchen zu sehen hinter dunkler Gebirgswand.

Des Bergrandes feine Tannenspitzen standen wie scharfgeschnittene Silhouetten auf seiner großen runden Scheibe, die langsam aufschwebte, von luftigem Gewölk wie von Amoretten umflattert. Es war eine Feier in seinem Kommen — nichts rührte sich. Beinahe Tageshelle breitete sich allmählig

über die Landschaft. Im Thale tauchten weiße Häuser auf; man sah am Berge die Straße sich hinschlängeln; über den Mühlbach huschten glitzernde Lichtstreifen. Nur die hohe Felswand drüben blieb unverändert dunkel und ernst; wie ein Gigant stand sie da, das goldene Himmelslicht als Krone auf ihrem Haupt.

Noch lauschte Alles in andächtigem Staunen. Nur mein Blick war leise abgeglitten vom großen Schauspiel der Natur, auf die zarte, menschliche Gestalt neben mir. Wie gern hätte ich das Angesicht über die süße Stimme befragt. Aber der Schleier blieb herabgesenkt und ließ nur den unteren Theil des Gesichtes unverhüllt. Ich sah ein weiches, rundes Kinn, fast noch kindlich geformt. Um die Mundwinkel spielte leise Wehmuth. Die Lippen waren nur etwas bleich — sonst hätte mich dieser Mund an einen anderen erinnern können, der einst zu mir gesprochen und gelächelt; — aber nein, der war rosig und frisch und diese Wehmuth

kannte er nicht. Was wollt' ich auch mit den alten Geschichten!

Weiter ging es, weiter! Der Rittmeister sang, Regina spottete, über uns rauschten die Tannenwipfel, und wie von stillem Zauber gezogen, folgt' ich dem weißen Kleid, das vor mir hinschwebte, — ein Elfenbild, den Träumer in ferne Mährchenwelt lockend.

Auf der Höhe angelangt, brach Alles in lautes und gerechtes Entzücken aus. Es war ein Anblick, der sich nicht beschreibt, eine hohe, unnachahmliche Schönheit. Selbst Regina stockte in ihren Reden und meinte nur: „im ganzen Leben hab' ich keinen gescheidteren Einfall gehabt, als heut Nacht hier herauf zu steigen."

Der Rittmeister, bei dem äußere Rührigkeit immer den Maaßstab für sein inneres Ergriffensein abgab, wollte aus der Haut fahren. Uebrigens schien ihn außer dem Naturentzücken noch eine Er-

wartung zu beschäftigen. Er rannte hin und her, suchte in allen Büschen; endlich verschwand er ganz. Nun knallte plötzlich eine Champagnerflasche. Allgemeines Erstaunen! — Da kam Paul zurück, ein schäumendes Glas in der Hand, das er der Gräfin reichte.

„Die mondenhelle Nacht soll leben — hoch!"

Hinter ihm erschien sein Jäger, dem er im Fortgehen flüchtige Befehle ertheilt. Aus einem Korb entwickelten sich nun mehr Gläser, mehr Flaschen, ja eine ganze lustige Mahlzeit. Nach langer Wandrung schien diese Ueberraschung Jedem willkommen; das Eigenthümliche des Nachtmahls amüsirte noch besonders.

„Die mondenhelle Nacht soll leben," rief Regina, ihr Glas erhebend, „und nebenbei alle die lieben, frohen Menschen, denen der Sinn für ihre Schönheit aufgegangen. Vornehmlich aber unser himmlischer Rittmeister, der uns den kühlen Trank geschänkt — hoch, hoch und abermals hoch!" —

Gläser und Stimmen klangen fröhlich durcheinander, das Echo der Berge schien mit einzustimmen. Selten, glaub' ich, hatten sie so späten und doch so munteren Besuch empfangen.

Als wir uns Alle gelabt und der Sect zündend durch manche Ader geflossen, ward Regina um ein Lied gebeten. Sie wählte nicht lange und gab mit seltener Virtuosität einen Jodler zum Besten, an dessen schwermüthige Grundmelodie sich wild auf jauchzende Cadenzen hingen.

Ihr Gesang und meine Phantasie mengten sich wunderbar. Ich fühlte mich mehr und mehr erregt und einer Spannung hingegeben, deren Lösung ich nicht absah.

Da kam es mir denn recht ungelegen, daß Paul bemerkte:

„Nun müßt Ihr meinen Freund Leo zu singen bitten, der nimmt's zum Mindesten mit unsrer Gräfin auf."

Gleich stürmten sie Alle auf mich ein, ich wehrte

mich nach Kräften, denn grade jetzt war ich am wenigsten geneigt mich Preis zu geben. Aber sie ließen nicht nach.

„Singen, singen!“ herrschte Regina, „hier werden keine Umstände gemacht.“ Und dann sich zu Frau von Brunnen wendend:

„Hilf doch zureden, Mathilde!“ —

Mathilde! — Hatte ich recht gehört? — Sollte denn Alles hier zusammenstimmen, einen Zauber zu vollenden, der mich immer tiefer bannte?

Mathilde?! — Ja — jetzt wollte ich selber singen. Es war eine schlichte, schottische Volksweise.

Sag' mir das Wort, das mich damals bethört,
Lang' ist es her!
Sing' mir das Lied, das so gern ich gehört,
Lang' ist es her!
Nun Du zurück bist, vergeß' ich mein Leid,
Vergesse wie weit Du von mir warst, wie weit,
Und wähne, Du liebtest wie damals noch heut, —
Lang' ist es her, lang' ist es her!

Gedenk'st Du des Pfad's, wo zuerst wir uns sah'n?
Lang' ist es her!
Ewige Treue schwurst Du dem Wahn,
Lang' ist es her!
Mein Lächeln hatte Dich innig entzückt,
Liebe mein eigenstes Wesen berückt;
Heute noch fühl ich, wie sehr ich beglückt, —
Lang' ist es her, lang' ist es her!

Ob Du auch damals mich tief hast gerührt,
Lang' ist es her,
Hat doch Dein Stern, ach! Dich bald mir entführt,
Lang' ist es her!
Doch Du kehrst wieder, erprobt und bewährt,
Blick und Gedanken nur Dir zugekehrt
Fühl' ich mich heute wie damals verklärt, —
Lang' ist es her, lang' ist es her!

Den Refrain sangen sie Alle mit.

„Lang ist es her, lang ist es her?" klang es auch von ihren Lippen.

Sie hatte sich erhoben. An dem Geländer, das den letzten Felsenvorsprung schützt, standen wir Beide. Der Schleier war gelüftet. Voll und klar lag das Mondlicht auf ihrer Stirn. Nein, die

Stimme hatte nicht gelogen, ich kannte dies Angesicht.

„Mathilde," rief ich leise.

„Still", erwiderte sie sanft; „das ist vorbei."

Ich wagte nicht weiter zu reden; kaum regten sich noch Gedanken in mir. Eins nur fühlt' ich halb in Wonne und halb in Schmerz: sie war's! — So standen wir wortlos, stumm nebeneinander, hinausblickend in die stille Weite, als läge dort die ferne Zeit, wo wir einander einst gekannt:

Lang ist es her — lang ist es her!

Hatt' ich geträumt? — War die ganze mondklare Nacht, die bunte Gesellschaft, Sang und Klang, war das alles nur ein Spiel meiner Phantasie gewesen? — so fragt ich mich, als ich gegen Morgen, statt in meinem Bett, in einem Sessel am offenen Fenster erwachte.

Ich stand auf, strich die verwirrten Haare aus der Stirn, und kühlte mein heiß Gesicht an herber

Morgenluft. Allmählig kehrte die Klarheit meiner Gedanken und mit ihr auch die Erinnerung zurück. Bergab war ich neben Mathilden gewandelt, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln; nur ein Paar Mal streifte ihr flatternder Schleier meine Wange. Der Nachtwind ging kühl und trieb dunkles Gewölk über den Mond, als wir vor Regina's Thür auseinander gingen. In meinem Zimmer fand ich's drückend schwül; ich riß das Fenster auf und warf mich in den Sessel. Wie über den Himmel die wechselnden Wolkengebilde, so zogen Erinnerungen über mein Herz, schattige und lichte. Zwei große blaue Augen sahen mich an aus der Vergangenheit — Deine Augen, Mathilde.

Sie waren tiefer und beredter als andre Mädchenaugen, und ich verstand ihre Sprache. Das waren selige Tage, wenn wir im Frühling zusammen durch den Wald ritten! ich zeigte Dir die Welt, Du sahst sie durch meine Augen. Vor uns ragten mächtige Berge; wir klommen hinauf, du warst so

kühn und so begeistert. Ein verwandter Puls schlug in Dir und mir. — Abends dann saßen wir am Kamin; Du blättertest in den Büchern, die ich Dir ausgewählt; ich erklärte und erzählte, Deine Augen hingen an mir; ich sah Deine Seele aufblühen unter meinen Händen; sie lag vor mir wie ein offenes Buch, drin las ich mit Entzücken den Jugendhymnus eines freien, schönen Herzens.

Aber das Leben konnte nicht erfüllen, was es damals so halb und halb versprach. Als Lehrer in das gräfliche Haus getreten, durfte ich keinen Anspruch an Dich wagen. Du warst des Glücks verwöhntes Kind, und ich zu stolz, mit unter Dein goldenes Dach zu treten. Ich ging, da es noch Zeit war, und ging so weit als möglich. Erst nach Jahren erreichte mich in meiner Ferne die unbestimmte Nachricht: Du seist vermählt. Ich hatte es erwartet und fragte nicht weiter nach dem wo und wann. Ich wußte ja, daß es so kommen mußte. Tiefer nur vergrub ich mich in meine

Arbeiten. Die Wissenschaft, die ich von jeher begeistert geliebt, bot mir gewissermaßen Ersatz für des Herzens versunkene und begrabene Welt.

Aber wie ich auch gestrebt, gerungen, ich hab's zurückgehalten, überwunden hab' ich's nicht. Ich seh' Dich wieder, der mühsam gefügte Bau sinkt morsch zusammen, alte Gluthen zucken wieder durch mein Herz — Mathilde, Mathilde, wo will das enden? —

Inmitten dieser verwirrenden Gedanken legte der Schlaf seine kühle Hand auf meine Stirn. Am nächsten Morgen war ich ruhiger, wenigstens konnte ich es äußerlich mehr scheinen.

Auf der Promenade traf ich Paul und die Damen. Mathilde hatte ihr Kind an der Hand und erwähnte ein Paar Mal ihres Mannes. Ich fühlte, daß sie mir damit helfen wollte. Wir sprachen nun auch wie zwei vernünftige Menschen mit einander. Nur von der Vergangenheit war nicht die Rede.

Jetzt, wo ich die schöne Frau im hellen Tageslicht genauer betrachtete, mußte ich mir's allerdings gestehen, daß die Jahre nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Mancher Reiz war abgeblüht in ihrem Angesicht, hin und wieder zeigte sich eine Linie schärfer gezeichnet als sie sollte. Und doch war etwas Anderes in ihren Zügen erwacht, das ihnen neuen Zauber verlieh.

Eine gewisse Schönheit giebt es, die die erste Jugend nicht besitzen kann, weil sie das Resultat dessen ist, was der Mensch erlebt hat; diese verklärte jetzt auch Mathildens Angesicht; ich fand es schöner denn je.

Wie eine frische, schwellende Knospe hing das blühende Kind an ihr; es zeigte allen Frohsinn ihrer jungen Tage. Anfangs hatte ich ein unbestimmt peinliches Gefühl zu überwinden, aber das schwand allmählig. Der Vater war ja nicht zugegen, ich dachte nur daran, daß es ihr Kind sei und küßte mit unbewußter Innigkeit den blon-

den Lockenkopf, der sich schmeichelnd zwischen meine Hände schmiegte.

Der kleine Kreis der Gräfin hielt zusammen und in demselben solirten wir vier uns allmählig noch immer mehr.

Es ist die Eigenthümlichkeit jedes intimeren Beisammenseins, daß es fremde Elemente ausschließt. So spannen auch wir uns immer tiefer mit einander ein. Wir waren täglich und fast immer zusammen. Den Rittmeister beschäftigte die Gräfin, die immer ein Geschöpf brauchte, das sie nach Herzenslust necken, quälen und doch anziehen konnte; Mathilde wandelte an meiner Seite. Ach, ohne daß wir's wußten, schlich sich mancher Ton aus alter Zeit wieder ein. Unsere Gespräche lenkten sich vom Gewöhnlichen ab; ich sah, daß Vieles in ihr haften geblieben von der Saat, die ich einst hineingelegt. Es hatte sich anders entwickelt als ich erwartet; in ihrer Umgebung, in ihren äußeren Lebensverhältnissen war ihr nirgends Nahrung da-

für geworden. Aber unvergessen trug sie's in sich. Das rührte mich, wie denn überhaupt ihr stilles, ruhiges, etwas zaghaftes Wesen mich tief ergriff. Ich dachte an ihre Jugend, wie ich sie einst gekannt — das freie glühende Mädchen hatte eine recht stille, sanfte Frau gegeben. Hatte sie sich wenigstens das Glück gerettet? —

Nie hörte ich sie klagen; sie erzählte unbefangen und befriedigt von ihrem Leben, von ihrem Manne, durch ihr Kind schien sie beseligt; und doch sprach's aus ihren Augen oft wie heimliche Sehnsucht, um ihre Lippen zuckte ein verhaltner Schmerz. Ich sah sie fragend an; dann lächelte der Mund, aber in den Augen die Sehnsucht blieb.

Ueber all diesen stillen Zweifeln, diesen heimlich sich regenden Fragen und Wünschen, rcllte leicht das gefällige Badeleben hin, das uns einen freien heitren Verkehr unbehindert gestattete.

Aber der Sommer ging zu Ende. Regentage kamen und wir mußten unsre Streifereien im Freien

mehr und mehr beschränken, dafür versammelten wir uns nun um so öfter bei der Gräfin. Sie hatte einen Flügel gemiethet und musicirte mit Paul, der einer aufgezogenen Spieluhr gleich, alle Opern der Welt auswendig sang.

Als es eines Tages draußen besonders herbstlich wehte und blies, bestellte Regina Kaminfeuer und übergab mir das Amt, die werdende Flamme zu hüten, während sie mit Paul übte. Als ich einsam sinnend am Feuer saß, nahten sich mir leichte Tritte, ich ahnte und empfand eine geliebte Nähe.

„Am Kamin?" fragte Mathilde, indem sie einen Sessel heranschob.

„Ja, am Kamin," entgegnete ich. Die Flammen hatten mir längst Bilder vergangener Zeiten gebracht; Mathildens Frage machte mich ihrer nur deutlicher bewußt. „Am Kamin — wie damals!" fügte ich träumerisch hinzu.

Als das Wort heraus war, erschrack ich fast

darüber. Aber es hatte Mathilden nicht verscheucht. Zwanglos im Sessel zurückgelehnt, die Hände überdem Knie gefaltet, saß sie da; mich überkam die ganze Macht der alten Zeit.

„Darf ich denn endlich davon reden?“ fragte ich innerlich mehr und mehr erwärmt.

Sie schlug die Augen groß und unschuldig auf zu mir. „Warum nicht?“ sagte sie mit einem eignen Lächeln. „Wir sind ja nun Beide alt, Leo, — und es waren doch so schöne Zeiten!“ —

„So schön wie sie nicht wieder gekommen sind,“ rief ich in mein eigen Fühlen verloren.

Sie senkte den Blick und schwieg.

„Aber Sie sind doch glücklich, Mathilde,“ fragt ich, „nicht wahr, ganz glücklich?“

Ein schmerzliches Ringen zuckte über ihr Angesicht.

„Ja,“ sagte sie endlich gepreßt, doch mieden ihre Augen noch immer meinen Blick.

Was mich da plötzlich zwang, daß ich nicht

anders konnte — ich weiß es nicht! — aber heraus mußte es.

„Das ist Deine erste Lüge, Mathilde,“ rief ich mich nahe zu ihr beugend.

Auch jetzt noch blieb sie ruhig, nur beim Sprechen bebte ihre Stimme und dies Beben sagte mir mehr als ihre Worte.

„Zieh die Schleier nicht von meinem Herzen, Leo, laß ihm seinen Frieden, er ist schwer erkämpft.“

„Ich lese nichts von Frieden in Deinen Augen,“ fuhr ich hastig fort, „sie reden nur von Sehnsucht, ich habe es längst erkannt.“

„Und wenn es Sehnsucht ist,“ sprach Mathilde sanft, „so laß sie mir. — Wie Du sie mir einst gezeigt, Leo, so freilich hab ich die Welt nicht gefunden. Aber wie sie ist, nahm ich sie hin — freiwillig. Rüttle nicht daran; das Andere ist mir doch verloren, ich bin zufrieden, wie es ist.“ —

Nun drängte sich ein schwüles Schweigen zwischen uns. Auf der Armlehne des Sessels lag ihre schmale

weiße Hand; die reichen Falten ihres Kleides flossen auf meinen Fuß herab, ich sah den Athem gehen auf den zarten Lippen, es faßte, es verwirrte mich mehr und mehr.

„Mathilde, rief ich, „könnten wir noch einmal zusammen, durch den Wald reiten! . . . .

Da war es auch um ihren Widerstand geschehen. Sie sah mich an — in ihren Augen schwamm eine süße, weltvergessene Seligkeit; die schmale weiße Hand schmiegte sich in meine — am Kamin, wie damals. —

Seit jener Abenstunde hatte sich's mit uns gewendet. Das Geheimniß, jedes Fremdsein war gewichen, wie vor Jahren. Ich kannte nun ihr Leben; sie verbarg mir auch seinen Mangel nicht mehr. Was wir dereinst in seligen Jugendstunden erschaut, sie hatte es nicht vergessen, aber es war ihr ein Mährchen geworden, daß sie noch liebte, ohne daran zu glauben. Die Welt, in der ich sie

zurückließ, trat mit andren Ansprüchen an sie heran. Sie ward vermählt und hatte über nichts zu klagen in ihrer Ehe; der Gemahl gewährte, was eine vernünftige Frau verlangen kann; innre Gemeinschaft aber war nie zwischen ihnen gewesen. Da rief es wohl manchmal aus des Herzens Tiefe auf zu ihr — in unbestimmten Fernen suchte sie nach etwas Anderem; mit Namen wußte sie's nicht zu nennen, aber wenn sie an ihre Jugend dachte, fühlte sie, daß sie es einst besessen. Dann breitete sie wohl verlangend die Arme aus nach der alten Zeit, aber umsonst! — das war dahin, verloren und vergangen! —

Allmählich lernte sie sich schicken, — glücklich war sie nicht. Ihres Kindes Lächeln blickte zwar wie Sonnenschein in ihr Leben, doch die bangen Stunden einsamer Oede füllte es nicht.

Da mußten wir einander wieder begegnen, auf stiller Bergeshöhe in mährchenhafter Mondennacht. Noch einmal erklangen die gleichbesaiteten Herzen, noch einmal öffneten sich die Pforten jener lang-

entbehrten Welt; zögernd, verwirrt, geblendet standen wir an ihrer Schwelle. Aber sie lockte mit alter Wundermacht; das Irdische fiel von uns und was aus einem Geist geboren, reichte sich wieder die Hände zum Bund.

O ihr seligen, sonnigen Herbsttage! Ob ihr auch harten Kampf heraufbeschworen, die Wonne daß ihr wart, geb ich nicht hin für den Frieden eines ganzen Menschenlebens.

Es war, als sei die Jugend noch einmal gekommen. Wir fuhren wieder durch den grünen Wald, ruhten am Bach, sangen auf hohen Bergen, und Alles war sonnig und blau, der Himmel, mein Herz und Mathildens Augen.

Aber freilich, dauern konnt es ja nicht! — der erste Dolchstich fuhr durch meine Seele als Herr von Brunnen schrieb und nun mit einem Mal von Mathildens Abreise die Rede war. Fassen, oder zu Ende denken konnt ich das nicht. Sie selber

warf es auch von sich, und wir lebten weiter in unsrem seligen, gedankenlosen Glück.

Herr von Brunnen schrieb wieder. Familienverhältnisse bewogen ihn, seiner Frau den Vorschlag zu machen, sie möchte das Kind mit der Erzieherin zurückschicken und dann allein eine Verwandte besuchen, deren Landsitz zwei Tagereise von M. lag. Mathilde entschied sich nicht hierüber; auch sie vermochte es nicht über die Gegenwart hinauszudenken. Aber die Tage kamen und gingen unerbittlich, bis endlich nur noch zwei blieben, die uns gehörten.

Da auch Regina M. dann bald verlassen wollte, und mich nichts mehr hielt sobald Mathilde gegangen, stand unsrem ganzen Kreis eine nahe Auflösung bevor.

„Wir müßten doch noch einen fröhlichen Tag feiern," meinte Paul, „ehe der schöne Vierklang so in alle Winde verhallt."

Regina war nicht abgeneigt und es ward hin und her gesonnen wo und wie. Endlich fand sich

eine Kirmeß in Annaberg, zu der man hinausfahren konnte. Der Weg war, in schöner Gegend, sehr anmuthend und man freute sich, am fröhlichen Landvolk einen wohlthuenden Kontrast gegen die vornehm steife Badegesellschaft zu gewinnen. So fuhren wir.

Ueber dem Tannenwald stand die heiße Nachmittagssonne; seine Nadeln dufteten, die Bienen schwirrten im Grase.

„Sieht das nicht aus wie Sommer und Frühling?" — bemerkte Regina; „und doch steht der Herbst vor der Thür und morgen vielleicht schon treibt er gelbe Blätter durch's Land."

Ich sah die Gräfin unwillig an; sie erschien mir wie der Unglücksprophet, der mir mein eigen Elend predigte. Sie hatte Recht, und doch war diese Welt und diese Liebe so schön, sollten sie denn gar keinen Anspruch auf Dauer haben, und mußte das wirklich Alles schon morgen vergehen?

Vor der Kirche in Annaberg waren Buden auf-

geschlagen, da flatterten Bänder und Fahnen; die Burschen tanzten um den Kirmeßbaum und holten kletternd die Preise herunter. Regina hatte wohl hier und da ihre absonderlichen Einfälle; aber eine rechte Fröhlichkeit kam nicht auf unter uns. Der Abschied lastete schon schwer auf Allen.

Gegen Abend stiegen wir weiter hinauf in's Gebirg; da war's recht einsam und still. Die Sonne ging in herbstlich klarem Goldschein unter; selbst ihre Schönheit hatte eine Wehmuth, die mir das Herz zerriß.

„Wir sind Alle recht langweilig,“ erklärte Regina, als wir im Gastzimmer unser ländliches Nachtmahl eingenommen. „Nicht ein fröhliches Wort ist laut geworden, sogar der Wein schmeckt bitter.“

Ach, eben erst sah ich von schönen Augen eine Thräne in's Glas rollen; sie brannte auf meinem Herzen.

„Giebt es denn gar kein Mittel, unserem er-

lahmten Humor noch einmal auf die Beine zu helfen?“ — klagte Paul.

„Kommt!“ rief Regina kurz entschlossen. „Ich höre die Fidel und den Brummbaß; drüben im Heuschober wird getanzt. Da laßt uns hin und sehen, wie Menschen, denen morgen auch wieder Noth und harte Arbeit zufällt, es doch verstehen, heute noch glücklich zu sein. Kommt!“

Sie hatte Paul's Arm ergriffen; ich folgte mit Mathilden.

Draußen dunkelte es schon, der Wind ging kühl und räuschte gespenstisch im Laub der Platanen. Durch die Fenster der Scheune strahlte helles Licht, lustige Klänge lockten hinaus in die Nacht.

Drinnen bot sich uns ein freundlicher Anblick. Die rohen Holzwände waren mit üppigem Grün und bunten Kränzen bekleidet. Lichter und kleine Laternen brannten unregelmäßig dazwischen, aber es war alles licht und hell in dem weiten Raum,

und drinnen tanzte im fröhlichsten Durcheinander Jung und Alt, Kinder und Greise. Rothe Röcke, bunte Bänder flogen und flatterten, die Fidel jauchzte; da gab's kein trauriges Gesicht. Mit kräftigem Arm hatte die Freude Alles erfaßt; das drehte sich, wirbelte und jauchzte — o selige Kirmeß! —

„Wenn ich schlank und gerade wär' — hier tanzt' ich mit!" lachte Regina, die das Schwungreiche dieser Fröhlichkeit rasch erfaßt hatte.

Paul ließ sich das nicht zweimal sagen; er hatte schon längst eine schmucke Dirne auf dem Korn, und ehe wir uns versahen, war er mitten im Wirbel.

Mathilde lehnte am Pfeiler; ich stand neben ihr; in dieser bewegten Lust dachte keiner an uns; wir waren recht allein unter hundert Menschen.

„Besinnst Du Dich, Mathilde," sagte ich, mich näher zu ihr beugend, „auf Deines Bruders Hochzeit? Wie haben wir daheim im großen Rittersaale da lustig zusammen getanzt."

„Ich weiß," lächelte sie. „Du warst unermüd-

lich. Mir löste sich der ganze kunstreiche Haarputz und die wilden Locken ringelten herab zum Schrecken der Gouvernante."

„Und von den Locken," fuhr ich beseligt fort, „schnittst Du die schönste ab, Morgens als der Tanz zu Ende ging. Ich habe sie noch Mathilde."

Sie zürnte nicht, daß ich dessen erwähnte; nein, sie sah mich glücklich an als sei es eben geschehen. Die Vergangenheit reute sie nicht.

Drüben fidelte der böhmische Musikant einen hinreißenden Walzer. Die schwarzen Haare hingen ihm wild um's Gesicht; mir war's als zucke dämonische Lust aus seinen dunkel blitzenden Augen.

„Tanze noch ein Mal mit mir, Mathilde!" flehte ich.

Sie sah mich an und lachte.

„Wohin denkst Du, Leo! Wie lang hab ich nicht mehr getanzt. Ich bin zu alt dazu!"

„Alt ist nur wer einwilligt es zu sein!" rief ich fast übermüthig. „Wir sind noch Beide jung,

und wollen beide noch glücklich sein, namenlos glücklich! Komm!" —

Ich weiß nicht, ob sie mir lange widerstand, ich weiß nicht wie ich sie meinem Willen gewann, es war ein Moment, in dem alle Sinne in mir aufbrausten; dann fühlt ich ihre biegsame Gestalt in meinem Arm, und wir flogen dahin von einem Gefühl getragen als sei die Erde nicht mehr unter unseren Füßen.

Der schwarzlockige Böhme raste auf seiner Geige; es war eine Gewalt in den Tönen die uns zwang. Wir tanzten wieder und wieder und in dem Wirbel, in der Wonne dieses Tanzes ging alles unter, was uns noch gehalten. Sie hing an meiner Brust, sie war mein eigen — hinter uns die Welt versunken und vergessen. —

Als wir in tiefer Nacht nach M. zurückkehrten, war ein Plan gefaßt und entwickelt, in dem nichts von Trennen und Entsagen stand.

„Ich hab' mich nun entschieden," sagte Mathilde am nächsten Tage zur Gräfin, „ich schicke Anna morgen zu meinem Mann zurück und gehe dann allein auf das Gut meiner Tante."

Regina warf einen kurzen, raschen Blick auf mich, und ich fühlte brennende Röthe auf meiner Stirn. Ja, diese Wendung diente nur zum Schein. Das Kind sollte zurückgeschickt werden; Mathilde nach der einen Richtung, ich bald darauf nach der anderen abreisen; aber noch an demselben Tag sollten sich unsere Wege treffen und dann, für ewig vereint, lag die Welt vor uns und — das Glück. So wähnten wir.

Trotz der nahenden Erfüllung sehnlichster Wünsche überfiel mich hin und wieder eine heiße Angst, die ich nicht meistern konnte. Legt' ich nicht Hand an fremdes Eigenthum? — Aber nein, Mathilde gehörte mir ja früher als ihrem Manne; meine Ansprüche an sie waren tieferer, edlerer Art als die seinen. Mit ihm hatte sie nur äußere Verhältnisse,

mit mir ihre ganze geistige Existenz gemein. Je mehr ich mir dies wiederholte, je mehr erschien es mir, als mache ich durch mein Eingreifen einen Irrthum des Schicksals gut, welches ungerecht zwei Wesen getrennt, die uranfänglich für einander bestimmt. Darüber vergaß ich freilich, daß es trotz alle dem ein bestimmtes Recht und Unrecht giebt auf Erden, und daß gewisse Dinge nicht geschehen dürfen, ob auch die heißeste, vielleicht die edelste Empfindung dazu treibt.

Der Tag verging uns lang und bang. Mathilden sprach ich nur wenig allein und fand sie dann blaß und erregt. Wenn das Kind in's Zimmer trat sah ich ihre Augen sich mit Thränen füllen. Ach, ich wußte es wie schwer ihr der Abschied fiel. Und doch mußte es so sein. Denn wenn sie sich von dem Vater lossagte, verlor sie auch ihr Recht an das Kind. Das sah sie selber ein und wollte es auch nicht anders.

„Ob sie mich vermissen wird?" fragte sie den

Blick mit schmerzlicher Innigkeit auf die Kleine richtend.

„Dem Kinderherzen ersetzt sich Alles," gab ich so ruhig als möglich zur Antwort.

Und wirklich schien es, als wollte Anna's fröhlicher Sinn selber uns zu Hülfe kommen. Sie wußte, daß sie morgen ohne die Mutter zurückging, aber es rührte sie nicht. Im Gegentheil, die Neuheit der Sache hatte etwas Reizendes. Sie freute sich kindisch auf den Papa, auf das zu Haus und zählte die Stunden bis zu ihrer Abfahrt.

Endlich war der Tag und auch die lange, lange Nacht herum.

Bei der Gräfin fand ich Mathilden. Anna spielte im Zimmer herum.

„Fahren wir bald?" — fragte sie wiederholt.

„Noch eine halbe Stunde," entgegnete die Mutter, mit bangem Blick auf die Uhr.

„Ist eine halbe Stunde lang Mama?"

„Ach nein!" seufzte Mathilde, sanft des Kindes blonde Locken streichelnd. „Gar nicht lang!"

Das Tiefschmerzliche ihres Ausdrucks schnitt mir durch's Herz. Ich griff nach ihrer Hand. Sie sah mich an und lächelte unter Thränen. Wie tief, wie stark mußte unsere Liebe sein, daß sie solche Opfer bringen nnd annehmen konnte.

Nun kam auch Paul dazu, mit Blumensträußen und Abschiedsreden, denn Mathilde wollte nur das Kind zum Bahnhof geleiten und dann selber reisen. Die Extrapost war bestellt.

So saßen wir denn noch einmal vier um den Tisch herum. Wir riefen uns die frohen Stunden zurück, die wir zusammen genossen. Aber das Gespräch blieb gezwungen und gepreßt. Endlich empfahl sich Paul.

„Mama, die Uhr hat geschlagen, nun ist's doch sicher Zeit," rief die ungeduldige Anna. „Ach wie reizend ist abreisen!" —

„Meinst Du?“ entgegnete Mathilde, ihr des Hutes flatternde Bänder unter dem Kinne bindend. Dann nahm sie die Kleine bei der Hand. Wir Anderen folgten.

Es waren nur wenig Schritte bis zum Bahnhof. Ich sah Mathilden vor mir wandeln; sie sprach zu dem Kind, das sich in übermüthigen Sprüngen an ihrer Hand bäumte. Sie ging so ergeben, ich möchte sagen, so schmerzlich; aller Schwung, alle Frische waren von ihr gewichen. So schreitet der, der sein Liebstes zu Grabe geleitet. Mich überfiel wieder die alte Angst. Und doch zu ändern war es nicht, lassen konnt ich nicht von ihr.

Auf dem Bahnhof schwirrte und wirrte es. Ich suchte passende Plätze für Anna und die Erzieherin. Dann stiegen sie ein; wir standen noch an der offenen Thür, die Kleine freute sich an dem sammtnen Polster des Coupés und an den kleinen Gardinen, die sie selbst vor und zurückschlagen konnte.

„Bist Du auch warm, Anna?“ — fragte die Mutter, ängstlich ihren Schatz betastend. Das Kind war warm, aber ihren zitternden Händen sah man es an, daß sie wie Eis sein mußten.

Nun läutete die Glocke zur Abfahrt. Wiederholt empfahl Mathilde der Erzieherin die größte Sorgfalt für das Kind. „Sieh mich noch einmal an, Anna!“ rief sie dann verwirrt. Die Kleine schlug die großen, blauen Augen ahnungslos auf zu ihr.

Es läutete wieder. „Anna, Anna,“ stammelte die Mutter. Ich trat zu ihr heran; meine Nähe gab ihr etwas Fassung wieder.

„Bitte zurück zu treten,“ rief der Schaffner, „ich muß die Thüren schließen.“

Mathilde schauerte zusammen, ich sah sie todtbleich werden. Es läutete zum letzten Mal.

„Adieu, Mama!“ rief fröhlich das Kind.

Aber, war die kleine, helle Stimme mächtig und stark, wie der Ruf der Engel, der Todte auf-

erweckt, oder welcher Blitz durchzuckte Mathilde? Im Nu hatte sie sich kraftvoll aufgeschwungen — da stand sie neben ihrem Kind, sie riß es an sich, sie bedeckte es mit tausend heißen Küssen.

„Gnädige Frau, das geht ja nicht an," rügte der Schaffner. Sie warf ihm ihren Geldbeutel in die Hand; die Thüre fiel in's Schloß, vorn dampfte der Schlot, die riesige Maschine ruckte.

Da streckte Mathilde mit unbeschreiblicher Geberde, ihr Kind nur fester an sich drückend, die eine Hand aus gegen mich.

„Leo, verzeihe mir, ich kann nicht anders!" — Die rollenden Räder übertönten ihre Stimme. Noch sah ich den bunten Schleier am Fenster flattern, dann war sie mir entschwunden — verloren für ewig.

Ich stand wie angewurzelt, wie vernichtet. Was allein aus mir geworden wäre, ich weiß es nicht. Aber Regina hing sich an meinen Arm und

zog mich fort. Wir sprachen kein Wort; ich glaube, sie hatte Alles verstanden.

Auf meinem Tisch lagen Briefe, ich sah nichts, ich las nichts — ich war wie todt, alle Gedanken in mir erstorben.

Abends schickte mir Regina ein zusammengefaltetes Zettelchen, es war von Mathilde. Sie hatte auf der ersten Station geschrieben.

„Wir haben noch einmal vom Frühling geträumt,“ hieß es darin, „aber mein theurer, mein geliebter Freund, die Natur ändert ihre Gesetze nicht. Wir können das Vergangene nicht zurückbeschwören, wo Bestehendes sich ihm gegenüberstellt. So stark auch die Empfindungen unserer Jugend wieder in uns erwacht, das Gefühl der Gegenwart, das Muttergefühl, hat sie dennoch besiegt. Laß auch Dein Gewissen stärker sein, als Deine Sehnsucht; es wird eine Zeit kommen, Leo, wo Du mit mir fühlst, daß es so sein mußte.“

Dunkel ahnte mir wohl, daß sie recht haben

könne; aber es hing wie eine Wolke über mir — ich konnte das Licht nicht erblicken.

Ich ging hinaus in's Freie. Der Abend war kalt. Regina saß, fröstelnd in ihren Plaid gewickelt, auf der Promenade, die schon recht menschenleer geworden. Gelbe Blätter wirbelten am Boden.

Paul trat heran, den Rockkragen in die Höhe geschlagen, die frierenden Hände in den Paletottaschen.

„Es ist doch eine klägliche Geschichte," murrte er, „wenn's im Bade leer wird, ein Gast nach dem andern abzieht und man zuletzt frierend und einsam allein übrig bleibt."

„Das ist wie im Leben," entgegnete Regina ernst. „Aber man muß lernen, sich auch in den Herbst schicken — es hilft nichts!" —

Zum ersten Mal war mir's, als berge die Ironie ihres Wesens mehr, als nur weibische Laune. Ich reichte der Gräfin die Hand; dann ging ich weiter.

Immer dunkler wurde die Nacht. Im Wald rauschten die Wipfel; hier und da krachte ein Ast im Sturm, die Eule flog auf im raschelnden Laubwerk. Welche Wege ich da gegangen, mit welchen Geistern ich gerungen — das decke ein ewiges Schweigen zu.

Als ich beim Tagesanbruch heim kam, war mein Herz müde, aber klar. Am Himmel stand ein Stern.

„Du bist doch nicht abgereist Kamerad!“ rief Paul, den ich später traf.

„Meine Pläne haben sich geändert,“ entgegnete ich; „Briefe aus B., die ich erst gestern empfangen, übertragen mir die Leitung einer bedeutenden Expedition nach Aegypten. Die Gelegenheit ist für mich eine sehr günstige; ich gehe direkt von hier nach Triest.“

Und so ist es denn auch geschehen!

Wieder habe ich den Wanderstab ergriffen, wieder geht es hinaus in blaue, unbekannte Fernen.

Das Herz und seine Wünsche sind zur Ruh — denn sie hat Recht gehabt: der Frühling kommt nur einmal. Aber im Geiste regt sich kraftvoll erneutes Streben. Auf denn, fahre mein Schiff! — Der Mensch wird glücklich, nicht nur durch das, was er genießt, nein, auch durch das, was er leistet.

Aalräunchen.

Das Herz und seine Wünsche sind zur Ruh — wenn sie ihr Recht gehabt; der Frühling kommt nur einmal. Aber im Greise regt sich friedvoll [illegible] Denken. Auf denn, fahre mein Schiff! — Der Mensch wird glücklich, nicht nur durch das, was er genießt, nein, auch durch das, was er leistet.

Walter H. an seinen Freund.

I.

Paris, hôtel Montmorency.

Wir haben glücklich Paris erreicht, mein lieber Will. Die Reise mit der kranken Schwester war beschwerlicher als ich erwartet, und ich bin zufrieden, Dir melden zu können, daß wir jetzt hier, eingerichtet und sehr glücklich sind. Ja, glücklich, liebster Freund, denn ich habe wieder Hoffnung gefaßt für meine arme, geliebte Kranke.

Du weißt, daß unsere deutschen Aerzte an Mariens hartnäckigem Augenübel verzweifelt sind. Ich sah das Liebste, was ich habe, nicht nur trostloser Blindheit, sondern auch unausgesetztem Leiden Preis gegeben. Du warst es zuerst, Will, der den Gedanken in mir anregte, mit meiner Blinden hierher zu pilgern und jenen Doktor Bertram zu consultiren, dessen auftauchende Berühmtheit sich nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, ja über das Meer hinaus geltend macht. O Will, es war eine glückliche Eingebung! Ewig dank ich sie Dir.

Du begreifst, daß ich bei meiner Ankunft für die gepriesene Weltstadt wenig Augen hatte. Ich dachte nur daran, Marien in einen bequemen Wagen zu packen und vom Bahnhof nach dem Hôtel zu schaffen, wo ich Wohnung bestellt. Auf der Fahrt über die Boulevards imponirte mir aber dennoch die Masse von Lampenlicht, das aus den Butiquen und Schaufenstern auf die Straße strömte. So etwas kennt man bei uns noch nicht. Ich

konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Was ist?“ fragte Marie.

„Licht, überall Licht!“ rief ich.

Sie schwieg und lächelte nur unsagbar wehmüthig. Ach, wie reute mich das rasche Wort. Innig küßte ich ihre beiden Hände. Ich fürchte, sie hat eine Thräne darauf gefühlt.

Nach erquicklicher Nachtruhe fand ich sie heut gestärkt und frisch. Sie selber drängte nach der Entscheidung ihres Schicksals. So sind wir ohne Zögern schon heut zum Doktor Bertran gefahren. Ob mir das Herz pochte, als ich seine Schwelle betrat? — Du kannst Dir's denken, Will, Du weißt, wie theuer mir die Schwester ist.

Wir mußten im Vorzimmer ziemlich lange warten, denn es waren viel Menschen da, die alle Rath und Hilfe von ihm holten. Mir ward die Zeit zur Ewigkeit, um so mehr, als die Aufregung und das Beengende des heißen Zimmers nicht

wohlthätig auf Marie wirkte. Endlich kam die Reihe an uns. In dem Cabinet des Doktors war es ziemlich dunkel; nur auf dem Arbeitstisch, den Bücher und Instrumente bedeckten, brannte eine Lampe. Sie zeigte mir durch Licht und Schatten noch schärfer gezeichnet, das Antlitz des berühmten Mannes. Ein schöner, ein bedeutender Kopf! — Das Gesicht, etwas schmal und blaß, trägt die Spuren mancher in Arbeit durchwachten Nacht. Es wies sich bald erschöpft, bald fieberhaft erregt; immer aber durchgeistet von einer Seelenschönheit, wie sie mir noch nicht oft begegnet; Gott verzeihe mir's, aber ich glaube, so sah Christus aus, als er die Wunden heilte und die Armen speiste. Mit welchem Zutrauen ich Mariens Schicksal grade in diese Hände lege, würdest Du erst ganz begreifen, hättest Du den Mann gesehen.

Gegen Marie zeigte sich der Doktor so zutraulich herzlich, als sei sie eine alte Bekannte. Er scheint seine Patienten wirklich als seine Familie

zu betrachten. Selbst während der, wie es schien, schmerzlichen Untersuchung sah ich Marien ein Paar Mal lächeln, wohlthuend von des Doktors freundlicher Weise berührt. Er übt die höchste menschliche Liebenswürdigkeit, die ich mir denken kann.

„Allons, Mademoiselle," rief er endlich das Instrument vom Auge nehmend, „das wird sich machen! — Im Herbst, hoffe ich, lesen Sie die feinste Schrift auf jeder Banknote und die Schmerzen — die schicken wir ein für allemal nach Haus."

Wir konnten Beide nichts erwidern. Marien standen die Thränen in den Augen. Ich kämpfte sie nur mühsam herunter. Mein Erstes ist, Dir zu schreiben, Will, recht in der frischen Freude meines Herzens. Gott gebe, daß sich der Doktor nicht irrt, und daß der Guten, Sanften, Leidenden wirklich noch lichte Tage bescheert sind.

II.

Hôtel Montmorency.

Es ist ein wunderbarer Mann, dieser Doktor Bertran! Wir sind nun wiederholt bei ihm gewesen, da er Mariens Leiden zu beobachten wünscht, ehe er entschieden eingreift. Mit jedem Male, wo ich ihn sehe, wirkt das Ungewöhnliche seiner Persönlichkeit bedeutender auf mich. Der Segen, den er durch seine Thätigkeit schafft, ist unabsehbar. Mein Christusvergleich von neulich war durchaus nicht übertrieben. Sie nennen ihn hier Alle ihren Heiland.

Aber auch welche Hingabe an seinen Beruf! — Da ist keine Stunde im Tag, die ihm gehörte; kaum schlummert er die Nächte ungestört. Alles, Kraft, Zeit, Leben für seine Kranken, seine Armen, für die Menschheit. Dabei mußt Du wissen, ist er jung, kaum dreißig Jahre alt; reich, auch ohne das was er erwirbt, und von der besten Familie. Nichts

würde ihn hindern, in süßem Nichtsthun sein Leben zu genießen, wie hundert Andere in seiner Lage. Statt dessen ladet er Centnerlast auf seine Schultern und dient wie ein Sklave, wo er Herr sein könnte.

So etwas erklärt sich nur durch den Genius, dem es Nothwendigkeit ist, die innewohnende Kraft auch nach außen hin zu großen Werken zu gestalten. Für Reich und Arm, Hoch und Gering von gleicher Theilnahme beseelt, findet jede Noth bei ihm Hülfe, jeder Kummer Trost. Der Armuth heilt er nicht nur schmerzliche Gebrechen, auch ihre Sorgen tilgt er. Er giebt mit vollen Händen. Seine humane Bedeutsamkeit steht seiner wissenschaftlichen nicht nach. Dabei solltest du ihn sehen — einfach, schlicht, ohne jeden Anspruch. Etwas lakonisch — seine Zeit ist das einzige womit er geizt — aber freundlich und gut wie ein Kind. Er imponirt und rührt zugleich.

Marie ist nicht minder begeistert für ihn als

ich. Sie glaubt entschieden, wenn ein Mensch ihr helfen könne, so sei es dieser.

Die letzten Untersuchungen der kranken Augen haben es nun festgestellt, daß eine Operation unerläßlich ist. Doktor Bertran erklärt aber solche nur in der von ihm errichteten maison de santé machen zu wollen. Die Nachkur könne langwierig werden, meint er, und seine Zeit gestatte ihm nicht Praxis in der Stadt anzunehmen.

Ich gestehe dir, angenehm ist mir der Gedanke nicht, ein Krankenhaus zu beziehen. Marie, ergeben und fügsam wie immer, hat sich viel rascher darin gefunden. Auch hören wir von Vielen, die sich dazu entschlossen. Man denkt hier anders über derlei Dinge als bei uns. Also muthig heran! — Nicht wahr, Will, geht nur sonst Alles gut, so nehmen wir auch das Krankenhaus mit in den Kauf.

III.

Maison Bertran, rue Faubourg Montmartre.

Wie so oft im Leben sieht das Ding in der Nähe ganz anders aus, als es sich von Weitem anließ. Das ominöse Krankenhaus ist bezogen; kaum vier und zwanzig Stunden sind wir hier, und bereits haben wir uns beide dergestalt für das Institut begeistert, daß ich glaube, wir ziehen gar nicht wieder heraus.

Ja, um Bertran's ganze Größe und Bedeutung zu ermessen, muß man diese seine Schöpfung kennen lernen.

Denke Dir ein großes, himmelhohes Gebäude rue Faubourg Montmartre gelegen. Im unteren Stockwerk die Sprech- und Operationssäle, Räumlichkeiten für die Offizianten. Darüber Privat-Zimmer, in denen auch wir wohnen. Die beiden obersten Etagen endlich, zum Obdach für arme Kranke eingerichtet, die dort nicht nur die beste ärztliche Behandlung, sondern bis zu ihrer Ge-

nesung, und darüber hinaus, – alles was sie bedürfen, unentgeltlich empfangen. O, wie viel Schmerzen werden dort gestillt, wie viele Thränen getrocknet! Wie glänzt ihm aber auch Bewundrung, Dankbarkeit und Liebe auf allen Gesichtern entgegen, wenn er eintritt. Es ist als ginge ein Engel über die Erde. Man bekommt wieder Respekt vor den Menschen, unter denen Einer das schafft und Andere es so freudig anerkennen.

Ich habe eine wahre Leidenschaft, oben durch die Krankensäle zu streifen und Physiognomien zu studiren. Des Doktors Lob tönt von allen Lippen. Die alte Spittelfrau erwärmt sich dabei und ihre Blicke leuchten als sei sie noch sechszehn Jahre alt; der Greis zieht sein Käpsel ab, wenn er den Namen Bertran nennt; die Kinder erzählen vom Wunderdoktor und falten ihre kleinen Hände, um für ihn zu beten. Müßte man diesen Menschen nicht so sehr lieben, man möchte ihn beneiden um seine menschlich-göttliche Mission.

Wir sind übrigens sehr gut untergebracht; haben freundliche Zimmer, saubere Betten, gute Kost. Herr Durmaitre, ein zuvorkommend aufmerksamer Mann, leitet en chef die Oekonomie und sorgt, daß es seinen Gästen an nichts fehle. Wie viel die Zahl der Pfleger und Pflegerinnen, Mägde und Diener beträgt, weiß ich nicht, aber bedeutend ist sie. Eine ganze Welt für sich scheint sich in diesem Hause zu bewegen; erschaffen, entwickelt und beseelt von dem Genius eines Mannes, den ich allerdings zu den Ersten seiner Zeit zähle.

IV.

Theurer, geliebter Freund, mit tiefbewegtem Herzen wend' ich mich heut zu Dir! — die Operation ist überstanden, wir haben Grund das Beste zu erwarten. Will, es waren Momente, mit Feuerschrift sind sie meinem Gedächtniß eingegraben — für ewig!

Doktor Bertran hatte sich nicht ausgesprochen, wann er operiren wollte. Heut Morgen plötzlich tritt er mit einigen Gehülfen in's Zimmer. Wie gewöhnlich, führt er die Schwester an's Fenster und untersucht ihre Augen.

Unterdeß ist im Nu ein Operationsbett aufgeschlagen worden, die Instrumente sind ausgepackt. Mich faßte es wie ein Schwindel. Marie ahnte nichts bis sie sein Messer im Auge fühlte. Und wie standhaft hat sie dann ausgehalten! — Ich hielt die liebe, leise zitternde Hand in der meinen, ach, ich war bewegter, unruhiger als sie. Der Doktor sprach und scherzte während der ganzen Handlung, die er mit der Leichtigkeit und Präcision eines Taschenspielers ausführte. Daß die Sache dennoch ernst war, davon zeugten die Schweißtropfen auf seiner Stirn. Ich hielt den Athem auf den Lippen an.

Jetzt warf er das Instrument fort und brachte seine ausgespreizte Hand dicht an Marien's Augen.

„Was sehen Sie, petite demoiselle?“ fragte er noch immer scherzend.

„Finger,“ stammelte Marie — „drei, zwei“ —

„Und jetzt?“ der Doktor beugte sich tief zu ihr herab.

„Ein menschlich Angesicht — o du barmherziger Gott!“ jauchzte sie hell auf. Ich werd' es nie vergessen, wie der Jubel in mein Herz drang.

„Still, still,“ beschwichtigte Bertran, rasch ihre Augen zudeckend; „ruhig, mein Kind! — Mit dem Sehen ist es ohne dies vorläufig noch nichts.“

Er legte den Verband an.

„Nicht wahr, ich bin recht grausam,“ neckte er, „Ihnen die Freude gleich wieder zu verderben. Aber nur Geduld! — In drei Wochen fahren wir im bois de Boulogne spazieren, und da sollen Sie einmal sehen, wie grün die Welt unterdeß geworden ist.“ —

Marie konnte nichts antworten. Etwas zwischen Weinen und Lächeln zuckte um ihren Mund. Ich

stand überwältigt; am liebsten wär' ich vor ihm nieder gesunken seine Kniee zu umklammern.

„Jetzt begebe sich Patientin zur Ruhe," sagte Bertran, als Alles verwahrt und versorgt war. „Welche Wärterin ist hier?" —

Ein sehr kleines, unansehnliches Frauenzimmer trat aus dem Hintergrund. Ich hatte sie noch gar nicht im Zimmer bemerkt.

„Ah, Fräulein von Persignac!" rief der Doktor. „Nun, Sie wissen was zu thun ist." Er gab noch einige Anweisungen, die die kleine Person mit stummem Kopfnicken empfing. „Sorgfalt brauche ich Ihnen nicht anzuempfehlen" schloß er. Dann sich zu mir wendend:

„Sehen Sie zu, daß die Kranke sich auch innerlich ruhig hält. Uebrigens gratulir' ich von Herzen. Es geht gut." —

Schon halb in der Thür, schüttelte er mir noch die Hand; dann war er davon, um anderwärts gleichen Segen zu spenden.

Wir haben Marie in ihr Bett getragen, die Fenster dicht verhängt. Alles ist still. Ich schreibe Dir dies in meinem Zimmer, durch die offene Thür hör' ich den ruhigen Athem der Kranken; die Wärterin sitzt an ihrem Bett.

Gott sei gelobt, gepriesen. Mein Herz fließt über in heißem, innigen Dankgefühl! —

Es läßt mir keine Ruhe, Freund; ich nehme meinen Brief noch einmal heraus, ich muß noch weiter mit Dir reden. Bin ich doch Deiner Theilnahme sicher, und hier ist Keiner, der mit mir fühlte.

Mehrere Stunden sind ruhig vergangen; fast lautlos, möcht' ich sagen: Marie hat abwechselnd geschlummert, oder wach, aber still gelegen. Nur einmal war ich an ihrem Bett; sie reichte mir stumm die Hand, der Worte bedurfte es nicht.

Jetzt neigt sich dieser Tag, der so Vieles gewendet. Seine letzte, matte Helle fällt durch eine Spalte der Gardine in's Zimmer. Die Wärterin

wechselt leise den kühlenden Umschlag auf Marien's Stirn, oder tupft behutsam mit ihrem Schwämmchen einen Blutstropfen fort, der sich noch ab und zu verstohlen die Wange hinunterschleicht. Sie muß bei diesen Verrichtungen merkwürdig zart sein, denn ihre Kranke schlummert ruhig weiter. Uebrigens aber ist diese Pflegerin ein wahrer Ausbund von Häßlichkeit. Klein und stark verwachsen, steckt sie recht ungeschickt in ihrem dürftigen Kleid von schwarzem Orleans, eine bunte Schürze darüber. Die grünen Vorhänge am Fenster werfen einen fahlen Schein über ihr blasses Gesicht, in dem auch einiges schief und verzogen ist. Dazu große gläserne Augen vom mattesten Blau. In der That, ein wahres Aalräunchen! und doch könnt ich ihr die Hände küssen, sehe ich, wie sie meinen Liebling hegt und pflegt. — Du begreifst das, Will! — Gute Nacht, mein alter Junge. Danke Gott und bitt' ihn auch ferner für uns zu sorgen.

Alles gut, mein Freund! — Marie hat vortrefflich geschlafen und ist heut munter, ja fast möcht ich sagen übermüthig. Das Leben ist ihr wie neu geschenkt. Mit ihrer Wärterin hat sie Freundschaft geschlossen. Sie behauptet, das Mädchen lausche ihr jeden Wunsch, jede Empfindung ab, noch ehe sie sie ausgesprochen. Kurz, es müsse ein Engel sein! — Natürlich, die gute Marie hat zugeklebte Augen.

Eben war Doktor Bertran hier und schien sehr zufrieden. Mir jauchzte das Herz.

„Ich weiß schon," sagte er, „wo die Persignac pflegt, geht es immer gut." Dabei hatte er sich lächelnd nach der Wärterin umgesehen.

Die stand da, ich glaube erröthend, wenigstens ging ein halb verklärter Ausdruck über ihr Gesicht. Wäre sie nicht so abscheulich ungestalt, sie hätte in dem Moment hübsch sein können, wie der Häßlichste es wird, dem helle Freude aus den Augen leuchtet. Aber bei dieser Persignac ist sogar diese Fata

morgana der Schönheit unmöglich. Sie bekam feuerrothe Backen und sah um nichts besser aus.

Dabei fällt mir wieder ein, worüber ich schon neulich erstaunte: wie kommt die Person zu dem alten, vornehmen Namen? — Sie thut die Dienste einer Magd und ihre Verwandten speisen bei Hof. Das muß eine besondere Bewandtniß haben, um so mehr, als ihre Körperlichkeit sie entschieden nicht zur Arbeit bestimmt hat. Ihr innerer Organismus scheint unter ihrer Mißgestalt mitzuleiden. Sie ist kurzathmig, wechselt oft die Farbe und scheint mir herzkrank zu sein. Der Verrichtung ihrer Pflichten merkt man davon allerdings nichts an. Sie pflegt vortrefflich.

Ich sende diese abgerissenen Blätter zusammen fort, lieber Will. Du bist durch sie hoffentlich für's Erste beruhigt. In nächster Woche mehr! —

V.

Dies sind stille, friedliche Tage, mein geliebter Will! — Sie fließen einförmig hin, aber Mariens fortschreitende Genesung leiht ihnen ein verklärendes Glück. Zwar noch im Bette, fühlt sich die Kranke doch gestärkt; in seliger Erwartung harrt sie des neuen Lebens, das ihr werden soll, wenn der Verband gelüftet wird. Hin und wieder verlaß ich sie schon auf ein Paar Stunden, um mir Paris und seine Wunder anzusehen. Daß ich dafür wieder Sinn habe, mag Dir den Maßstab geben, wie es mit Marien steht. Uebrigens weiß ich sie wohl aufgehoben, auch wenn ich nicht da bin. Die Persignac ist das Ideal einer Wärterin. Erfahren und aufmerksam im höchsten Grade, besitzt sie noch einen besonderen ahnenden Instinkt für jeden Wunsch ihrer Kranken. Sie macht ihr alles leicht und ihr wird nichts zu schwer. Marie scheint sich auch innerlich an sie anzuschließen. Daß bei der Per-

signac die Bildung dem Namen entspricht, dessen sind wir bald gewahr geworden. Ihr ganzes Benehmen, jede Aeußerung zeigt, daß sie bessere Tage gesehen. Um so mehr anerkenn' ich die demüthige, ja freudige Art, mit der sie sich in ihre jetzige Lage schickt. Marie hält große Stücke auf sie. In den Stunden, wo die Beiden allein sind, muß allerlei zur Sprache kommen, denn Marie nimmt es sehr ernst mit ihr. Kaum darf ich noch ein Scherzwort über die Persignac wagen; als ich sie neulich, um Marie zu necken, ein garstiges Alräunchen schalt, da hob sich drohend ein kleiner Finger gegen mich auf: „Still, Walter," hieß es, „keine losen Reden; Françoise ist mehr werth als wir alle."

Nun, ich muß gestehen, gestern hat diese Françoise auch mir imponirt.

Am Morgen nämlich, war statt ihrer eine Wärterin Seraphine hereingetreten. Recht ein zierliches, lispelndes pariser Kind; die schönsten Augen

und das Köpfchen immer etwas schief auf der Seite.

„Herr Durmaître schickt mich," richtete sie aus, „an Mademoiselle Françoisen's Stelle, die heut erkrankt ist."

Marie fragte lebhaft nach dem wann und wie.

„Es sind ihre gewöhnlichen Herzkrämpfe; o das kommt sehr oft!" erzählte Seraphine vergnügt, als ob es auch sehr angenehm käme.

„Und ist es schlimm?" fragte Marie weiter.

„Sehr schlimm," fuhr Seraphine in demselben Tone fort. „Die Herren Aerzte hier meinen, sie könnte einmal ganz dabei weg bleiben. Ja sie ist übel daran, die arme Françoise."

Das klang nicht eben beruhigend; als aber gegen Abend Doktor Bertran seine gewöhnliche Visite abstattete, trat Françoise dennoch herein. Sie sah noch bleicher aus als sonst, ihr Mund war noch verzogener; der Athem ging auffallend kurz.

Während Bertran bei Marien beschäftigt war,

schalt ich die Persignac, daß sie sich schon aufgemacht, statt der nöthigen Ruhe zu pflegen.

„Ich wollte nur hören, wie der Doktor heut Abend das Auge gefunden,“ entgegnete sie matt; „den Dienst mag immerhin Seraphine besorgen, meine Hand zittert noch.“

Sie setzte sich still in einen Winkel. Bertran legte den frischen Verband an; dicht hinter ihm stand Seraphine, den Kasten mit Pflastern, Charpie, Tinkturen und Salben haltend, der bei jedem Verbande unentbehrlich ist. Beiläufig gesagt, jede Wärterin führt einen solchen Kasten und hat für die Vollständigkeit seines Inhaltes zu sorgen.

„Atropin!“ forderte der Doktor. Seraphine reichte Heftpflaster hin, während ihr Blick im Spiegel gegenüber das neue Häubchen musterte.

„Ich sage Atropin!“ rief der Doktor ungeduldig das Pflaster zurückwerfend. „Rasch doch, Sie sehen, Patientin leidet.“ —

„Lieber Himmel,“ stotterte Seraphine, jetzt

Kasten und Taschen in fiebernder Angst durchwühlend; „ich begreife gar nicht — ich hatte doch —"

Nun brach der Doktor los: „Zum Teufel die Unordnung, ist das Bedienung? — Rasch wenigstens geholt was nicht da ist, und keine solche Nachlässigkeit zum zweiten Male, Mademoiselle!"

Gewöhnlich gut und sanft wie ein Kind, ist Bertran bei jeder Unpünktlichkeit im Dienst, besonders wenn ein Patient darunter leiden soll, von aufbrausender Heftigkeit, von äußerster Strenge. Seraphine weiß das; Schrecken und Angst verwirrten sie ganz; endlich stürzte sie nach der Thür, dort trat ihr schon die Persignac entgegen, die sich beim Beginn dieser Scene rasch entfernt hatte. Sie trug ihren eignen Pflasterkasten im Arm, und reichte rasch dem Doktor das Vermißte hin. Der, ganz im Eifer für seine Kranke, merkte nicht einmal, wer das Versehen gut gemacht.

Ich sah Françoise an. Sie war furchtbar bleich; alle Muskeln ihres Gesichtes zuckten. Kein

Wunder! Ihr Zimmer liegt unter dem Dach; vier Treppen herauf, hinab, wie mußte dabei das arme, kranke Herz gejagt und gehämmert haben.

Die Andere hatte kaum an's Gehen gedacht, und sie stand schon wieder da, wie ein guter Soldat auf seinem Posten. Einen Augenblick dachte ich, sie müsse zusammenbrechen; tiefe Schatten gingen über ihr Gesicht; der Krampf schien wiederkehren zu wollen. Aber sie biß die Lippen fest zusammen und hielt aus. Besonnen und pünktlich reichte sie dem Doktor alles was er brauchte. Seraphine kam wohlweislich nicht zurück.

Als der Verband lag, drückte Bertran Marien sein Bedauern über die ungeschickte Verzögerung aus; dann im Geiste schon mit seinem nächsten Patienten beschäftigt, verließ er eilig das Zimmer. Wie sehr hätt' ich auch heut der Persignac ein anerkennendes Wort von ihrem Meister gegönnt. Aber er dachte nicht daran, und sie trat still und

ungekränkt zurück, wie Jemand, der das nicht anders erwartet hat.

So viel Willenskraft und so viel Selbstlosigkeit findet sich nicht oft. Mein Mitgefühl für das arme Wesen wächst mit jedem Tag. Ich finde das Schicksal hart, das sie in eine Lage versetzt hat, wo sie sich, selbst an ihren Schmerzenstagen, kaum Ruhe gönnen kann. Schon mehrere Male hab' ich daran gedacht, ihr ein Geldgeschenk zu machen, welches ihr die Möglichkeit in die Hand gäbe, sich während einiger Wochen wenigstens, vielleicht in einem kleinen Bade, zu erholen und auszuruhen. Die vortrefflichen Dienste, die sie Marien geleistet, motiviren solche Gabe vollkommen, auch verbietet Françoisen's Stellung sie nicht. Und doch — ich gestehe Dir's, mich hält eine wundersame Scheu zurück. Schreib mir Deine Ansicht über diesen zarten Punkt. Du sollst den Ausschlag geben, Will. Bis dahin leb' wohl; Marie grüßt.

VI.

fehlt.

VII.

Meinem letzten ausführlichen Bericht über unsere liebe Kranke, der Dich indessen längst erreicht hat, bester Will, hab' ich heut nur noch hinzuzufügen, daß Marie nun schon seit mehreren Tagen das Bett verlassen, und daß es ihr in jeder Beziehung gut geht.

Doktor Bertran spricht, wenn wir hier fertig sein werden, von Seebädern in Etretat, die Marien's Genesung endlich ganz vollenden sollen. Will, ich hoffe Dir im Herbst, Dank sei es dem lieben Gott und unserem Doktor, eine sehende, eine blühende, frische Braut zuzuführen. Der Himmel segne Euch! —

Dein Rath in Betreff der Persignac stimmte nicht nur mit meinem Gefühl vollkommen überein,

sondern er war auch der einzig richtige. Ich hab ihr nichts gegeben, und mußte schon heut erfahren, wie gut ich daran gethan.

Wir haben Monats-Anfang. Gegen Mittag kehrte ich von einem Spaziergang zurück. Die Thüre des Büreaus im unteren Stock stand offen. Ich sah Herrn Durmaître vor seinem Pulte sitzen. In langer Reihe defilirte das ganze Hauspersonal an ihm vorüber, um die monatliche Zahlung zu empfangen. Auch die Persignac strich ihre Franken ein, und verließ dann rasch das Zimmer. Ich war stehen geblieben, um Herrn Durmaître noch ferner zuzusehen. Auf den Stufen der Treppe, nicht weit von mir, kauerte ein armes Weib, ihr Kind an der Brust. Es war eine Bäuerin aus der Auvergne, von der ich schon gehört. Blutarm, war sie mit ihrem Kinde auf dem Rücken, zu Fuß nach Paris gepilgert, um dem Knaben vielleicht noch das eine Auge zu erretten; brandige Entzündungen hatten das andere bereits verzehrt. Aber

es war zu spät gewesen, hier konnte selbst Bertran nicht mehr helfen. Mit ihrem blinden Kinde mußte sie heut den beschwerlichen Rückweg antreten. Zu dieser Schwergeprüften sah ich die Persignac herantreten; ohne Erklärung schüttete sie der Armen den ganzen klingenden Inhalt ihrer Hände in den Schooß. Die fuhr beinah erschrocken auf.

„Es ist für den Kleinen," rief die Persignac schon auf der Treppe. „Glückliche Reise!" winkte sie noch zurück, damit war sie entschwunden.

Aber so flüchtig der Moment, so schlicht und wortkarg auch Françoisen's Thun gewesen, mir war dadurch doch ein Einblick in ihre Verhältnisse geworden. Konnte sie selbst bedürftig sein, da sie so großmüthig über ihr schwer Verdientes disponirte? — Gesprächsweise erwähnte ich später dieses Auftritts gegen Herrn Durmaître, der davon durchaus nicht überrascht schien.

„Das macht die Persignac immer so," erzählte

er. „Ihr Gehalt behält sie keine Stunde in Händen."

„So bedarf sie dessen nicht zum eigenen Bestehen?" fragte ich weiter.

Durmaître lachte: „die hat mehr als sie braucht! Von ihren Ueberschüssen lebt mancher Arme hier; ihr kleines Gehalt gar nicht mitgerechnet. —

„Wunderbar!" rief ich. „Was aber bewegt sie denn, sich in eine Stellung zu begeben, auf die weder ihre Geburt, noch ihre Verhältnisse sie hinweisen; ja, der sich ihre Kränklichkeit entschieden widersetzt?"

„Mein Gott," rief unser Chef achselzuckend, „wer kann dahinter kommen! Passion, der Wunsch sich nützlich zu machen, die Weiber haben ja allerlei absonderliche Einfälle. Uebrigens der Wahrheit die Ehre! Mag diese Persignac handeln, aus welchem Motiv sie will, die einmal übernommenen Pflichten erfüllt sie mit einer Treue und Gewissen-

haftigkeit, die ihres Gleichen sucht. Wir haben keine bessere Wärterin im ganzen Haus."

Armuth also ist es nicht, Will! — Keine harte Nothwendigkeit spricht hier ihr Machtwort aus. Wieder ein innerer Beruf wie bei Bertran — man möchte ganz schamroth werden vor so viel Vortrefflichkeit.

VIII.

Nun löse mir das Räthsel Will, Beruf ist es auch nicht! Im Gegentheil, die Persignac macht gar kein Hehl daraus, daß sie ihre Pflichten theilweis mit Widerstreben erfüllt. Wir haben neulich ein Paar Worte darüber gewechselt, die dies nicht ferner in Zweifel lassen.

Ich hatte mit Marien eine erste Ausfahrt versucht. Von der Luft ein wenig angegriffen, saß sie gegen Abend in ihrem Sophaeckchen, ich neben

ihr; Françoise bereitete einen leichten Verband, wie er vorsorglich Nachts noch manchmal angewendet wird. Sanfte Dämmerung herrschte im Zimmer. Bertran hatte uns eben verlassen; Marien's Lippen flossen noch, wie so oft, von seinem Lobe über. Besonders hob sie es hervor, daß sein ganzes Leben nur ein Ueben freier Liebe sei, „denn was verpflichtet ihn, mühsam zu arbeiten, sich zu quälen wie er's thut?"

„Darüber darfst du den Doktor nicht allein loben, Liebling," bemerkte ich. „Hier unsere Freundin thut ein Gleiches. Stände es nicht auch dem Fräulein von Persignac frei, angenehmer und behaglicher zu leben, als es einer Spitalwärterin gestattet wird?" —

Françoise lächelte zerstreut und erwiderte nichts. Sie liebt im Allgemeinen keine Erwähnung ihrer eigenen Person. Ich aber, des gewonnenen Terrains froh, fuhr unverdrossen fort: „Rechte Liebe zur Sache, ein recht innerer Beruf muß Sie getrieben

haben, sich so schweren Pflichten zu unterziehen, Mademoiselle."

„Durchaus nicht," erwiderte sie in ihrer schmucklosen Weise, die oft so kurz und schlicht, daß sie an's Ungeschickte grenzt.

„Wie denn?" fragte ich erstaunt.

„Nun," sagte sie mit halbem Lächeln, „ich weiß nicht, wie es Freude geben könnte, immer auf Leiden und Schmerzen zu blicken. Ist Gesundheit nicht schöner als Klagen und Krankheit? Ich hab mein Lebtag immer lieber in schöne, klare, glückliche Augen gesehen, als in kranke, schmerzende."

„Dann muß Ihnen anfangs hier nicht eben wohl gewesen sein," bemerkte ich.

„O gewiß nicht," antwortete sie offenherzig. „Was hab ich nicht für Ekel und Weh überwinden müssen, bis ich den Anblick einer Operation ertragen lernte."

„Aber beste Mademoiselle," fuhr mir's nun heraus, „was hat Sie denn bewogen, sich Ihren

Verhältnissen und ihren Neigungen entgegen, gerade diesen Beruf zu wählen?"

„Ich wollte," erwiderte sie trocken, ohne aufzusehen. „Aber da hab ich ja doch nicht Charpie genug" — sie hatte während des Sprechens ruhig in ihren Bandagen weiter gekramt. „Einen Augenblick, Fräulein Marie, ich bin gleich wieder hier." — Damit war sie zur Thür hinaus; ich wagte kein zweites Verhör anzustellen, um so mehr, als ich Marie schon diesmal verlegen werden sah.

Wenn ich mir übrigens die Sache recht überlege, muß ich mir sagen, daß der Persignac Antipathie gegen ihren Beruf psychologisch begründet ist. Selbst ungesund, verkrüppelt und entstellt, und doch ein Bedürfniß nach Vollkommenheit in sich tragend, dem aber in ihr selbst nirgends genügt wird, muß sie sich nothwendig durch den Anblick der Schönheit und Vollendung wohlthätiger berührt fühlen als durch Leiden und Schmerzen, die ihr nur das eigene Spiegelbild traurig zurückwerfen.

Und doch Krankenwärterin? — Lieber Will, wie es scheint, soll mir diese Frage unbeantwortet bleiben. Marien's Kräfte nehmen erfreulich zu, und in acht Tagen denken wir nach Etretat zu gehen. Damit hören meine Beziehungen zur Persignac auf. Oft fürcht ich sogar, sie auf unserer Rückreise kaum noch zu treffen. Sie war in den letzten Tagen wieder furchtbar krank, und aller Ueberwindung, aller Willenskraft zum Trotz, glaub' ich, sie kann es nicht mehr lange treiben. Ihrem Leben scheint ein nahes Ziel gesteckt.

IX.

Zwischen Kisten und Koffern mein lieber Will, heut noch ein Abschiedswort aus Paris. Morgen geht es an die See. Wie frohen Herzens gehe ich — ach, und wie sorgenvoll, wie zaghaft war ich gekommen.

Zwischen die helle Freude aber drängt sich auch hier eine Abschiedswehmuth. Wir scheiden tiefbewegt von unserem Retter, unserem Engel, von Bertran und von seiner Gehülfin, der treuen Persignac.

Heut Nachmittag sind wir noch zu ihr hinaufgestiegen; sie hatte sich's als besondere Gunst erbeten, daß wir sie einmal auf ihrer Mansarde besuchen möchten.

Es ist eine förmliche Ascension da hinauf. Vier steile Treppen von uns aus, und noch ein Absatz, das will erstiegen sein. Dafür empfing uns aber auch Françoise oben in der Thür mit freudestrahlendem Gesicht. Es war ordentlich rührend anzusehen, mit welcher Glückseligkeit sie die Wirthin in ihrer kleinen Behausung machte. Auf sauber gedecktem Tisch standen Früchte und kühles Getränk zu unserer Labung. Uebrigens aber ist dies Kämmerchen ärmlicher als eine Nonnenzelle. Im Giebel des Dachs gelegen, senkt sich an einer Seite die

Decke schräg zum Boden herab, den Raum noch mehr beengend. Den freien Blick über Dächer und Zimmer hinweg, bis zu den zarten Wellenlinien des Bergkessels, der Paris einschließt, rahmt ein kleines, schiefes Fenster ein; seine grünlichen Scheiben warfen einen matten Schleier über die Landschaft. Außer dem Tisch, drei Stühlen, einem Schränkchen und der Lagerstätte, die Sopha und Bett zugleich vertritt, enthält das Stübchen nichts; nicht einmal ein Paar Blumen, die schmückenden Genien der klösterlichsten Einsamkeit, blühen am Fenster. Und doch ist eine Stelle in dieser Kammer, wohin die Poesie, die Schönheit sich gerettet, und dieser einzige Schmuck belebt den kahlen Raum mit Sinn und Seele. In kostbar geschnitztem Rahmen, ein frischer grüner Kranz herumgeschlungen, hängt Bertran's Bild über dem Lager. Es ist dieselbe Lithographie, die man an allen Läden von Paris sieht. Vielleicht entspricht sie der feinen, edlen Geistigkeit des Originalkopfes nicht ganz — aber daran denkt

man hier nicht; hier scheint sie von dem dargebrachten Cultus selbst verklärt, und ihre ideale Schönheit breitet sich wie Sonnenschein über die ganze ärmliche Umgebung.

Ich stand sinnend vor dem Bilde — der geschmackvoll ausgewählte Rahmen, dieser liebevolle Kranz — wunderbar! heut zum ersten Male drängte sich mir eine Vermuthung auf, an die ich früher nie gedacht. — Thorheit! — ich mußte sie selbst wieder bei Seite werfen — das ist ja ganz unmöglich. Und warum sollte nicht auch ohnedem die Gehülfin ihren Meister ehren?

„Sehen Sie, das ist mein Schmerzenslager!" — sagte die Persignac, Marien zum Sopha führend. „Hier muß ich all' meine bösen Stunden abwarten. Hier gedenk ich auch dereinst zu sterben; und dann noch soll mich's freuen, daß Sie auch einmal hier gesessen haben — Gute — Liebe!"

Innig drückte sie Mariens Hände; auch der standen die Thränen in den Augen. Françoise blieb

so voll Dankbarkeit für unsern Besuch, sie bewirthete uns mit so wahrer Herzlichkeit, daß es ordentlich hübsch und anmuthig anzusehen war. Wir mußten essen, trinken, ihre Aussicht bewundern, und noch scheidend auf der Schwelle rief sie Marien nach: „Das war ein Festtag heut', daran denk' ich, so lang ich lebe!" —

Armes Geschöpf, sie muß wenig Liebe erfahren haben, daß sie ein so kleiner Beweis so hoch beglücken kann; und doch verdient sie Liebe, denn in ihrem eignen Herzen lebt sie reich und warm. Will, wie würde man dies Mädchen anbeten, wenn sie gerade Glieder und ein hübsches Gesicht hätte! —

Hier fehlen mehrere Nummern.

XIII.

Etretat.

In das friedliche Idyll unseres normannischen Küstenlandes bringt heut' ein herber Ton. Briefe aus Paris melden uns, daß es mit Françoise schlecht geht. Ja Doktor Bertran selbst zweifelt an ihrem Aufkommen.

Marie ist sehr ergriffen. Ich habe ihr versprechen müssen, wenn die morgenden Nachrichten nicht besser lauten, mit dem Nachtzug nach Paris zu fahren. Mich selber drängt es, die treue Freundin noch ein Mal zu sehen, die wir so unerwartet in der Fremde gefunden. Meine Theilnahme an ihr ist eine noch tiefere geworden, seitdem Marie mir gestern in ihrer Sorge, in ihrem Schmerz, Mittheilungen gemacht, die mir endlich Françoisens Sein und Thun erklären. Ich weiß, Will, Du hast Interesse für dies arme Wesen gewonnen. Höre denn ihre Geschichte. Sie ist sehr einfach,

aber sie entwickelt ein Seelenleben, eine Tiefe des Herzens, wie man sie nicht häufig trifft.

Die alte Marquise Lauriston litt an den Augen und konsultirte Doktor Bertran. Zur selben Zeit befand sich ihre Nichte, Françoise von Persignac, die sonst als einzelnes Fräulein in einem Stift zu Avignon lebte, besuchsweise bei ihr in Paris.

Doktor Bertran rieth eine Cour an, und Fräulein von Persignac übernahm die Pflege ihrer Tante. So geschah es, daß Françoise den Doktor, von dessen menschenfreundlicher Thätigkeit sie schon viel gehört, — täglich zu sehen bekam.

Von jeher verkrüppelt und kränkelnd, hatte dennoch in Françoise die Liebenswürdigkeit des Charakters nicht gelitten. Täuschungen und Erbitterung, wie sie meisthin die Folge solcher Körperlichkeit sind, wußte sie sich mit klugem Instinkt zu ersparen; sie sagte sich selber, daß sie zu nichts berechtigt sei, und weil sie wenig von den Menschen erwartete, empfing sie meist mehr. Im Stifte war

sie wohl gelitten, die gute, schwachsinnige Tante Lauriston zeichnete sie sogar mit einer gewissen Vorliebe aus. Auf ihre Weise war Françoise glücklich. Rühmte man ihre gleichmäßig heitere Stimmung, so pflegte sie lustig zu erwidern:

„Ja es geht gut — nur verlieben darf ich mich nie, damit wäre Alles verdorben."

Dem leichten Scherz lag tiefere Bedeutung zu Grunde. Françoise, wenn auch resignirt, war doch nicht stumpf; sie ahnte heimlich, daß einmal etwas kommen könnte, stärker als all' ihr Entsagen und Ergeben. Dies Erwachen fürchtete sie, weil sie die Lebenswärme ihres Herzens kannte; und weil dies Herz, nicht thöricht genug, Erwiderung zu hoffen, doch heiß genug war, verschmäht, zu brechen.

Françoise sah Bertran, und die Würfel waren gefallen. In hellen Flammen loderte ihr ganzes Wesen auf; all' die lang zurückgehaltene Sehnsucht auferstand in ihrer Brust. Liebe, Verlangen, Leidenschaft wucherten empor, einem üppigen Blumenfelde

gleich, dessen Duft und Blätterrauschen sie betäubte, verwirrte. In der Abgeschiedenheit der Krankenstube concentrirte sie sich mehr und mehr auf ihre eigene Empfindung. Die alte Tante lag im Bett und faselte dummes Zeug durcheinander, träumerische Dämmerung schwebte im Zimmer. Da saß Françoise, wie verzaubert in ihr Sinnen und Träumen. Ihr ganzer Tag war ein Warten auf den Abend. Bei dem bekannten Rollen eines Wagens fuhr sie dann auf; der Wagen hielt, Thüren gingen — Er war's. Das dunkle Zimmer wurde helle, ihr leuchtete ein blasses, edles, unsagbar schönes Angesicht.

Und wie auch hätte sie ihn nicht lieben sollen? — Ihr, der Häßlichen, Entstellten, war in den Menschen vorzugsweise Unduldsamkeit begegnet. Dieser zeigte sich human. — Die Sonne seines Erbarmens wärmte den Geringsten, und den am liebsten. „Sie scheint auch mir!" — Das empfand Françoise. — Seine Schönheit entzückte sie! —

Ach, er hatte Alles, was sie in sich und bei Anderen bisher vergeblich gesucht — sie mußte ihn lieben.

Aber je umfassender sie seine Hoheit begriff, je tiefer riß sich die Kluft auf zwischen ihnen. Er und sie, — es war ja nicht an einem Tage zu nennen. Und doch brannte ihr Herz nach ihm. O welche Kämpfe, welche Qual! —

Als die Marquise genesen, kehrte Françoise nach Avignon zurück. Der Abschied wurde ihr nicht leicht, aber sie hegte eine heimliche Hoffnung, als könne es nun besser werden. In ihrem stillen Stift, bei geregelter Beschäftigung, hoffte sie sich selbst wieder zu finden. Aber im Gegentheil — das frühere Dasein war ihr unerträglich geworden. Sie verstand seine stillen Freuden nicht mehr, seit sie eines mächtigeren Geistes Wirken kennen gelernt. Es machte sie unzufrieden, ungleich in ihrer Stimmung, ruhelos. Man schob das auf ihre zunehmende Kränklichkeit; da sie aber nicht zu denen gehörte, die man vieler Umstände werth hält, ließ

man sie links liegen; sie isolirte sich selbst noch mehr, und litt namenlos.

Unterdeß war die Marquise Lauriston gestorben. Erbschaftsangelegenheiten dienten Françoisen zum Vorwand, abermals nach Paris zu gehen. Jetzt ganz ohne äußere Anlehnung daselbst, miethete sie eine kleine Wohnung, rue Faubourg Montmartre, dem Hause des Doktors gerade gegenüber. Hier lebte sie in tiefster Zurückgezogenheit. Stundenlang hinter der Gardine ihres Fensters versteckt, erspähte sie Bertran's Kommen und Gehen, um sich einen flüchtigen Moment wenigstens an seinem langentbehrten Anblick zu beseeligen. Dies kleine, ärmliche Glück, ach! es genügte ihrem heißen Herzen nicht, aber was durfte sie weiter erstreben? Bei jeder Annäherung mußte sie fürchten sich zu verrathen, und das vor Allem wollte sie nicht. Wär' es für sie nicht lächerlich gewesen, sich einem Käthchen von Heilbronn gleich, an die Fersen ihres Hel-

den zu hängen? sie, das Alalräunchen, das überall zu viel war?

Nein, das mußte begraben bleiben in ihrem Herzen, kein menschlich Auge durfte es entdecken.

Ihr Zustand war fast unerträglich; er rieb ihre ganzen Kräfte auf. Sie verachtete sich selbst und konnte doch nicht anders. Zu stiller Unthätigkeit verdammt, quälte sie sich grenzenlos; Verzweiflung pochte an ihr Herz. Da sandte ihr Gott zur guten Stunde einen Gedanken wie eine helfende Hand; sie klammerte sich fest daran, und war gerettet.

Die Aufwärterin, die Françoisen's kleinen Haushalt zu besorgen pflegte, brachte ihr eines Morgens ihr Frühstück eine volle Stunde zu spät. Françoise bemerkte die Nachlässigkeit erst, als die Frau sich darüber entschuldigte.

„Aber Sie glauben gar nicht, Mademoiselle,“ klagte die Alte, „was ich heut schon gelaufen bin! Beim besten Willen, ich konnte nicht früher hier sein. Seitdem da drüben die Epidemie ausge-

brochen ist, hat das Rennen kein Ende. Wärterinnen soll ich schaffen; von einem Vermiethungs-Büreau trab' ich zum anderen, aber prost Mahlzeit! Herr Durmaître hat gut klingeln mit seinen Paar Franken Zulage. Zwei gesunde Augen sind auch was werth, das weiß Jede."

„Eine Epidemie?" fragte Françoise aufmerksam geworden.

„O Mademoiselle hat davon nicht gehört? Na sehen Sie, das kann ich Ihnen erzählen. Also, Sie wissen doch, ich bin Botenfrau für das Spital da drüben, alle Laufereien in der Stadt hab' ich zu besorgen. Na also, seit acht Tagen ist da drüben eine bösartige, ekelhafte Augenentzündung ausgebrochen. Es heißt, der reiche Schankwirth aus Sceaux habe sie eingeschleppt, aber das weiß ich nicht bestimmt. Kurz und gut, die Wärterin, die ihn pflegt, kriegt's gleich weg, dann sein Stubennachbar, und so Einer nach dem Anderen; jetzt liegen an dreißig Personen und Gott sei es geklagt! darunter

die besten Wärterinnen. Nun fehlts an allen Ecken und Enden, es soll Ersatz geschafft werden; natürlich, sie brauchen ja jetzt mehr Pflege als je. Aber da beißt keine an. Die Ansteckung ist ruchbar geworden, Jeder hütet sich. Nun liegen die Kranken ungepflegt, der Doktor weiß nicht aus noch ein; ich laufe mir die Beine ab, und kann auch nicht helfen."

Mit einem Male stand es klar vor Françoisen's Seele was sie zu thun habe.

Um Mittag meldete sie sich beim Chef als Wärterin. Er nahm sie freudig an, ohne Fragen, ohne Erkundigung; in dieser Noth war Jede willkommen.

Man wies Fräulein von Persignac nach der Dachkammer, die nun ihre neue Heimath werden sollte. Dann ward sie einer geprüften Wärterin beigegeben; von dieser unterwiesen, trat sie ihre neue Thätigkeit an.

Françoise pflegte nicht zum ersten Male Kranke.

Von jeher hülfreich und liebevoll, hatte sie gern jede Gelegenheit ergriffen, sich nützlich zu machen. Dies aber war etwas ganz anderes. Sie fand die ersten Stunden in ihrem neuen Beruf unerwartet schwer. Enge, heiße Schwüle erfüllte die Säle, in denen sich Bett an Bett hinreihte. Ueberall traf ihr Auge der herzzerschneidende Anblick gräßlichster Zerstörung, in einem edlen Theil des menschlichen Körpers. An die Gefahr, in die sie sich selbst begeben, dachte sie wenig, aber eine physische Empfindung von Widerstreben und Wehe machte sie fast an ihrem Entschlusse irre.

Gegen Abend fühlte sie sich abgespannt und doch bis in's Innerste erregt. Sie war eben mit zitternder Hand bei ihrem Kranken beschäftigt — da klang eine Stimme an ihr Ohr — o Gott! — wie von frischem Leben beseelt, richtete sich alles Zusammenbrechende wieder auf in ihr.

„Eine neue Wärterin, sagen Sie?" fragte Bertran eintretend den Chef, der ihn begleitete. Als

der Doktor herangekommen, sah er Françoisen in's Gesicht und stutzte.

„Heißt — wie?" fragte er in seiner kurzen Art.

„Fräulein von Persignac," antwortete Durmaître.

„Aber ich denke," fuhr Bertran fort, die Persignac noch immer fixirend, „wir sind einander schon einmal begegnet, wo war es nur gleich?"

„Bei der Marquise Lauriston," stammelte Françoise.

„Richtig, richtig!" rief der Doktor sich besinnend. „Nun, da verstehen Sie ja das Pflegen schon, liebes Kind. Und fürchten sich auch nicht — he? Ist auch so schlimm gar nicht, man muß nur frisch daran gehen."

Bertran unterwies nun Françoise selbst bei ihren Verrichtungen. Sie nahm das Wort von seinen Lippen, es war die Einweihung in ein neues Leben. Als der Doktor ging, war eine Freudigkeit in ihr erwacht, die sie munter erhielt die ganze,

lange Nacht hindurch. Was konnte ihr jetzt noch schwer werden? Sie theilte dies Alles ja mit ihm. Wenn er, der Herrliche, sich nicht zu gut dafür dünkte, durfte sie klagen? — Nein, alle Zweifel waren von ihr gewichen. Hier war die einzige Stelle, wo sie leben konnte, hier, wo all' ihr Thun nur ein Erfüllen seiner Befehle war. Ein kleines, geringes Theilchen seiner großen Mühe hatte er auf sie geworfen; es war ein sonniger, erquicklicher Gedanke, ihm zu dienen. Arme Françoise, — wieviel unerwartetes Glück war Dir geworden! —

Dem Doktor lag es fern, Françoisen's Eintritt in sein Institut besondere Motive unterzuschieben. Daß sie zur Marquise in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden, hatte er vielleicht nie beachtet, und jetzt sicher vergessen. Ueber derlei Dinge zu grübeln, war nicht seine Art. Jede wahre, große Thätigkeit schließt Kleinigkeitskrämereien aus. Bertran sah in der Persignac eine Wärterin, die ihre Pflicht that, und damit war's gut.

Um so mehr ward im Spitale selber über den Eintritt der vornehmen Dame in so niedere Stellung geklügelt und vermuthet. Ja, man klügelte und vermuthete so viel, daß man endlich dicht an die Wahrheit streifte. Dies bewog Françoise, den Vorsatz, den sie Anfangs gefaßt, ohne Sold zu dienen, endlich wieder aufzugeben. Daß sie das thun mußte, war vielleicht das schwerste Stück ihrer Aufgabe. Der Gedanke, dem Angebeteten in freier Hingabe Zeit, Kraft, Gesundheit und Leben zu weihen, hatte sie beseeligt. Das sollte nun mit ein Paar Franken ausgeglichen werden? — Sie kämpfte sehr schwer, bis sie das über sich gewann. Aber nur auf diese Art war ihr Geheimniß sicher zu retten. Das bestimmte sie. So übte sie auch diese letzte Demuth — sie ließ sich bezahlen.

Von da ab hatte sie Ruhe. Man schob auf ihre Armuth, was man sich anders nicht erklären konnte, und da Fräulein von Persignac sich sonst in keiner Weise überhob, ja in Ansprüchen aller

Art noch hinter ihren Genossinnen zurückblieb, vergaß man endlich, wer sie war. Allmählig wußte es dann Françoise so einzurichten, daß von dem aufgenöthigten Gehalt nichts in ihren Händen blieb. Sie fand bald hier, bald da willige Abnehmer. Jetzt rechnete ihr das Keiner mehr nach, man dachte nicht mehr an sie. Ihrem Herzen aber geschah Genüge damit; sie diente ihrem Herrn dennoch frei, ob sie auch äußerlich unter seine bezahlten Mägde rechnete.

Mühsam, aber treu erkämpft, war endlich Frieden eingezogen in dies heiße Herz. Die Liebe, die einst Beschämung über Françoisen's Seele, Widerspruch in ihr Leben geworfen, weil sie sie als unberechtigt erkennen mußte, und ihr doch nicht widerstehen konnte — die war nun in ein würdiges Gewand gekleidet, hatte ihre Weihe empfangen durch die That. Françoise brauchte nicht mehr zu erröthen, sie durfte ihrer Empfindung leben, sie war rein.

Auch die Freude war der Persignac noch beschert, in Marien eine Freundin zu finden, der sie ihr Herz erschließen durfte, die es verstand und würdigte.

Wenn sie jetzt stirbt, sinkt eine schöne, edel abgeschlossene Existenz mit ihr in's Grab, die vielleicht das reinste Glück erreicht, das auf Erden möglich ist. Sag' Will, ist solcher Tod denn nicht Verklärung? —

XIV.

Paris.

Du siehst aus Poststempel und Ueberschrift, mein lieber Will, daß es schlecht mit der Persignac gegangen, denn ich bin wieder in Paris. Schlecht, und auch gut, wie man es nehmen will. Sie ist seit vier Tagen todt. Man hatte diese Nachricht noch vor Marie zurückgehalten, um die kaum Ge-

nesene zu schonen. Auch ich erfuhr die Wahrheit erst hier.

Françoise hat nicht übermäßig lange gelitten, nur in den letzten Tagen wiederholten sich ihre Krämpfe sehr oft. Als noch andere Symptome hinzutraten, die den Ausgang nicht mehr in Zweifel ließen, schlug Bertran der Kranken vor, sie hinunter schaffen zu lassen, in bessere Räumlichkeit, wo man ihr manche Bequemlichkeit mehr gewähren könne, als in der engen abgelegenen Kammer da oben. Françoise dankte gerührt für diese Sorgfalt, bat aber, wenn es sonst Bertran's Wünschen nicht entgegen sei, auf ihrer Mansarde bleiben zu dürfen. Das Fleckchen Erde war ihr lieb und heimisch geworden.

„Eins aber, Seraphine, thu' mir zu Gefallen", bat sie ihre Pflegerin. „Häng einen frischen Kranz um das Bild da oben; der alte ist abgewelkt."

Gern erwies ihr Seraphine diesen Freundschaftsdienst. Als die bunten Astern, des Herbstes späte

Kinder, das schöne Antlitz freundlich umblühten, da blickte Françoise mit glücklichem Lächeln empor.

„Jetzt ist mir ganz wohl," sagte sie. „Seraphine, die Blumen sind wie Sonnen und Sterne, die Ihn umstrahlen und verklären, so ist es recht! — Auch in mein Herz fällt ein Himmelslicht — sag', ist es Morgen oder Abend?" —

Es war Abend.

Ihre Krämpfe kamen wieder und immer wieder, um neun Uhr war sie todt. Drei Tage lang hat sie dort oben still in ihrem Kämmerchen gelegen, nur das bekränzte Bild hielt Wacht bei ihr. Auf ihrem Todtenangesicht lag eine Schönheit, die im Leben Keiner herauserkannt. Der Schatten dieser Erde war gewichen.

Ich kam gerade zu ihrem Begräbniß. Es war ein ärmlicher Zug. Sie hatte keine befreundete Seele in dem ganzen, großen Paris. Seraphine und ich, wir folgten in einem Fiacre. Doktor

Bertran trat aus der Thür, als wir einstiegen. Er übersah das Ganze mit einem Blick.

„Vorfahren!“ rief er seinem Kutscher zu.

Durmaître trat heran: „Doktor, Sie wollen doch nicht selber hinaus?“

„Warum nicht?“ fragte er.

„Den weiten Weg?“ rief der Chef. „Es kostet Sie ja mehr als drei Stunden Zeit!“

„Die Persignac war meine beste Wärterin,“ entgegnete Bertran einfach. „Athemlos hat sie manchen Weg für mich gethan, der ihr schwerer wurde als mir dieser wird. Vorfahren, Kutscher!“

Wir fuhren. Des Doktors Wagen folgte, diesmal nicht leer, wie bei manchem großen Herrn, dem man nur die Höflichkeit der Equipage erweist.

Die rue des trois bornes war abgesperrt, wir mußten einen Augenblick still halten. Ein Vorübergehender stieß seinen Begleiter an:

„Schon wieder ein Leichenzug, Joseph! Und

Doktor Bertran's Equipage hinterdrein. Ei, der Doktor sitzt ja selbst im Wagen — das muß was Berühmtes sein."

Berühmt? — Nein, arme Françoise, dahin hast du nie gestrebt; aber wenn es in deinen Himmelsregionen noch ein Empfinden giebt für das Diesseits, so muß dich's freuen, dies Zeichen schönster Anerkennung. Leicht wird die Erde sein auf deinem kranken Herzen, es hat sie eine liebe Hand gestreut.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.